LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
28 OCT 1913

Das Problem vom Ursprung der Sprache in der neueren Psychologie.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Hohen philosophischen Fakultät
der Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen

vorgelegt von

Richard Grassler
aus Nordhausen.

Tag der mündlichen Prüfung: 30. Oktober 1911.

Langensalza
Druck von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann)
1912

Referent: Professor Dr. Paul Hensel.
Korreferent: Geheimer Rat Professor Dr. E. von Steinmeyer.

Die Dissertation erscheint in unverändertem Wortlaut und unter dem gleichen Titel als selbständige Schrift im »Pädagogischen Magazin« (Heft 501). Verlag von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza.

Herrn

Superintendent und Oberpfarrer

Richard Raack

zu Nordhausen

in dankbarer Verehrung.

CALL SLIP FOR RESERVED BOOKS

Call number 940 R56

AUTHOR

TITLE v. 2 Cop. 6

Reserved books are to be consulted in the Reading rooms only. The signer of the call slip must return the book to the Loan desk before leaving the room.

Reserved books may not be loaned from the library except when the Reading rooms are closed; and when so loaned they must be returned by the time the library next opens; failure to do so subjects the borrower to a fine of twenty-five cents for the first hour and five cents for every hour after that until the book is returned.

Signature of borrower C. S. [illegible]

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY

Speech

158
G76p

Literaturverzeichnis.

1. H. Rickert, Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Tübingen u. Leipzig 1902.
2. W. Windelband, Präludien. Freiburg u. Tübingen 1884.
3. Ders., Geschichte und Naturwissenschaft (Rektoratsreden der Universität Straßburg). Straßburg 1894.
4. W. Wundt, Völkerpsychologie: I (Die Sprache). 2. Auflage. Leipzig 1904.
5. Ders., Sprachgeschichte und Sprachpsychologie. Leipzig 1901.
6. Ders., Probleme der Völkerpsychologie. Leipzig 1911.
7. L. Sütterlin, Das Wesen der sprachlichen Gebilde (Kritische Bemerkungen zu Wilhelm Wundts Sprachpsychologie). Heidelberg 1902.
8. H. Steinthal, Ursprung der Sprache. Berlin 1888.
9. L. Noiré, Der Ursprung der Sprache. Mainz 1877.
10. G. Gerber, Die Sprache als Kunst. 2 Bde. 1871. 1873.
11. W. Wilmanns, Deutsche Grammatik. Bd. I² (Straßburg 1897). Bd. II² (Straßburg 1899).
12. Gg. Gerland, Intensiva und Iterativa und ihr Verhältnis zueinander. Sprachwissenschaftliche Abhandlung. Leipzig 1869.
13. J. Winteler, Naturlaute und Sprache. Ausführungen zu W. Wackernagels Voces variae animalium. Aarau 1892 (Progr.).
14. Herm. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte⁴. Halle a/S. 1909.
15. Ders., Über Völkerpsychologie (Rede gehalten beim Stiftungsfeste der Universität München am 25. Juni 1910: Sonderabdruck aus den Süddeutschen Monatsheften).
16. Friedr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Straßburg 1883.
17. J. Franck, Besprechung von Fr. Kluges Wörterbuch in: Zeitschrift für deutsches Altertum. Bd. XXIX (Sonderabdruck. Berlin 1885. S. 1—31).
18. Fr. Jodl, Lehrbuch der Psychologie. 2 Bde. 3. Aufl. 1908.

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/dasproblemvomurs00gras

Inhaltsübersicht.

Seite

A. Einleitung: Die Fragestellung: nicht historisch, sondern psychologisch . . . . . 9—10

B. Voruntersuchungen:

1. Standpunkte für die Untersuchung . . . . . 10—11
2. Welche Wissenschaft hat das Problem zu bearbeiten? 11
3. Völkerpsychologie und Individualpsychologie . . . 11
4. Logische Struktur der Völkerpsychologie . . . . 11—12
5. Teleologisches in der Völkerpsychologie . . . . . 12—13
6. Die Methode der Völkerpsychologie und der Prinzipienwissenschaft . . . . . 13—14

C. Die allgemeine Bewußtseinslage bei Entstehung von Sprache.

I. Darstellung einer Reihe von Theorien im Zusammenhang:

a) L. Noiré . . . . . 15—18
b) G. Gerber . . . . . 18—23
c) H. Steinthal . . . . . 23—24
d) H. Paul . . . . . 24—26
e) W. Wundt . . . . . 26—28

II. Beurteilung einiger Theorien:

a) nach logischen Gesichtspunkten: teleologische Bestandteile in den Darstellungen von Noiré und Gerber . . . . . 28—33
b) nach sachlichen Gesichtspunkten: die objektive Richtigkeit der Theorien Noirés und Gerbers . 33—35

D. Die besondere Bewußtseinslage bei der Entstehung der verschiedenen Arten von Beziehungen zwischen Laut und Bedeutung:

a) Reine Gefühlsäußerungen . . . . . 35—37
b) Lautgeberden zur Bezeichnung der Artikulationsorgane . . . . . 37—38
c) Die sogenannten Schallnachahmungen . . . . 38—44

d) Lautmetaphern als Ausdruck von Gefühlen, die an bestimmte Vorstellungen gebunden sind . . 44—47
e) Korrespondenz von Lautelementen und Gefühlen 47—49
f) Sekundäre Onomatopoie. Überblick . . . . 49—51
Die Urschöpfungen der Theorie H. Pauls vom Ursprung der Sprache:
1. Versuch einer Anknüpfung jener »Urschöpfungen« an älteren Sprachstoff nach Ansicht anderer Sprachforscher . . . . . 51—53
2. Bedenken gegen Pauls Begründung und Versuch, die Beziehungen zwischen Laut und Bedeutung, die jene Wörter zeigen, zu erklären . . . . 53—55
3. Eigentümlicher Charakter der Sprachschöpfung 55—57
E. Schluß: Mit der psychologischen Beantwortung der Frage nach dem Ursprung der Sprache wird das Problem aufgelöst in eine ganze Reihe von Fragen nach den Beziehungen zwischen den einzelnen Lautäußerungen und der ihnen adäquaten Bewußtseinslage. Die Durchforschung der Mundarten verspricht wertvolle Beiträge zur Lösung des Problems . . . . . 57—58

Die Resultate, welche die vergleichende Forschung für die Urgeschichte der Sprache erarbeitet hat, können unmittelbar für die Lösung des Problems vom Sprachursprung nicht in Betracht kommen, denn auch die ältesten Fragmente von Sprache, die wir in den sogenannten »Wurzeln« vor uns sehen, reichen nicht entfernt in Zeiten zurück, wie sie für die Anfänge aller Sprache anzunehmen sein dürften. Auch sind jene »Wurzeln« schwerlich anzusehen als Wörter einer früheren sprachlichen Entwicklungsstufe, als primitive Lautkomplexe, die tatsächlich einmal existiert haben, sondern sind in erster Linie wissenschaftliche Abstraktionen, eher dem Knochengerüst zu vergleichen, das in der wirklichen Sprache noch eine der Eigenart derselben entsprechende Hülle gehabt haben wird. Endlich dürften alle jene Wurzelwörter nicht gleichzeitig zu denken sein, sondern verschiedenen Epochen der Sprachgeschichte angehören.

Die Sprachgeschichte hat vielmehr in ganz anderer Hinsicht die Grundlage zu bilden für die Aufhellung unseres Problems, indem sie an der Entwicklung, die die Sprache ein Stück im Lichtkreis der Erfahrung zurücklegt, die Gesetze nachweist, die das Leben der Sprache beherrschen. Aber nicht aus diesen Gesetzen allein ist das gegenwärtige Leben der Sprache zu verstehen, sondern die Motive, die in der Gegenwart das Leben der

Sprache bestimmen, müssen jene der Geschichte entnommenen Gesetze beleuchten. Will man das innerste Wesen der Sprache erforschen, das ihre Eigentümlichkeit zu allen Zeiten ausmacht, so bedarf es der Rücksicht auf die psychischen Motive, unter denen das gegenwärtige Leben der Sprache steht.

Die objektiv in der Sprache entgegentretenden Gesetze müssen psychologisch untersucht werden. Von diesem Standpunkte aus gewinnt auch das Problem des Sprachursprungs ein völlig anderes Antlitz. Wir erinnern hier an Wilhelm von Humboldts Anschauung, der die heutige Betrachtung der Sprache vom Standpunkt der Psychologie begründet hat. Indem er die Sprache nicht als ein fertiges ruhendes Ding, sondern als fortwährend tätige Erzeugung, als lebendige Energie auffaßte, fand er ihr innerstes Wesen und damit auch die rechte Stellung zu der Frage nach ihrem Ursprung. Indem er die Sprache ansieht als die ewig sich wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulierten Laut zum Ausdruck des Gedankens zu machen, sucht er ihren Ursprung auch im Geiste des Menschen, will er ihren Zusammenhang mit der gesamten Geistestätigkeit ergründen. Analog dieser Anschauung fassen wir die Lösung des Problems vom Ursprung der Sprache auf als Beantwortung der Frage: »Aus welchen Funktionen des Bewußtseins ist Sprache möglich?«

Die Auffindung dieser Funktionen ist gleichbedeutend mit der Entdeckung der ursprünglichen Beziehungen zwischen Laut und Bedeutung.

Für die Untersuchung dieser Beziehungen dürfen Motive, die von den heute und in näherer geschichtlicher Vergangenheit nachweisbaren gänzlich abweichen, für die Deutung der Beziehung des Sprachlautes zu seiner Bedeutung niemals in Frage kommen, denn der tatsächliche Aufbau der Sprache zeigt, daß die fundamentalen Gesetze des menschlichen Denkens, seitdem die Sprache besteht, unverändert geblieben sind und eine ebensolche Konstanz

ist an den Gesetzen nachweisbar, nach denen sich Ausdrucksbewegungen und Geberden gebildet haben.

Mithin müssen auch in der gegenwärtigen bestehenden (leiblichen und geistigen) Natur des Menschen alle Bedingungen liegen, die zu primitiver Sprachschöpfung erforderlich sind.

Welcher Wissenschaft fällt die Aufgabe zu, unser Problem zu bearbeiten? Aus der Analyse der Erscheinungen des Einzelbewußtseins lassen sich Gesetze für die Entstehung der Sprache deswegen nicht ableiten, weil diese Entstehung eine überindividuelle, nur aus dem Zusammenwirken Vieler zu begreifende Erscheinung ist. Mithin ist die Untersuchung einer Wissenschaft zuzuweisen, welche lediglich Vorgänge des gesellschaftlichen Lebens unter ein System allgemeiner Begriffe zu bringen bemüht ist. Diese Wissenschaft vom Gesamtgeiste führt gewöhnlich den Namen Völkerpsychologie oder Sozialpsychologie, obwohl keine dieser Bezeichnungen ihr Wesen genau charakterisiert.

Sie kennzeichnet sich, wie man auch den Horizont ihres Materials abgrenzen will, hinsichtlich ihres nomothetischen Charakters wie der Bearbeitung geistigen Lebens als Unterabteilung der allgemeinen Psychologie. Denn die Begriffe der Sozialpsychologie sind lediglich weniger allgemein als die der Individualpsychologie.

Die letztere untersucht nur solche psychischen Vorgänge, die unter die allgemeinsten psychologischen Begriffe gehören. Den sozialen Zusammenhang, in dem jedes Individuum steht, kann sie unberücksichtigt lassen. Die Begriffe der Sozialpsychologie dagegen gelten nur für das Seelenleben, soweit es in seiner Gestaltung durch den sozialen Zusammenhang der Individuen bedingt ist.

Für die Bearbeitung eines Problems ist die Art der Begriffsbildung von grundlegender Bedeutung, welche innerhalb jener Wissenschaft geübt wird, der das Problem zuzuweisen ist. Wir finden eine tiefe Erfassung des Wesens aller Wissenschaften und eine unübertreffliche

Klassifikation derselben in H. Rickerts Werke: »Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung.«

Was Goethe von Laokoon sagt, scheint uns nicht ungeeignet auf Rickerts Lehre angewendet zu werden. Die Gipfel von »Naturwissenschaft« und »Geschichte« heben sich getrennt gen Himmel, wie nahe auch ihre Basen zusammenstoßen. Beide Wissenschaften suchen eine Vereinfachung der Wirklichkeit zu liefern, nur ist ihre Methode, die Art der Begriffsbildung grundverschieden. Wie vor einem Blitz erleuchten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens und Vieles wird klar, was bisher in dunkler Verknotung dalag. Wir müssen hier die Ergebnisse jener Untersuchungen andeuten, soweit sie die logische Struktur der Psychologie berühren, da diese Auffassung durch die vorliegende Arbeit sich hindurchzieht.

Die Begriffsbildung einer Wissenschaft ist durchaus abhängig von dem Ziele, das dieselbe anstrebt, von dem Zwecke, mit Rücksicht auf den Begriffe gebildet werden. Die Naturwissenschaften verfolgen das Ziel, aufsteigend von der unendlichen Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit zu immer allgemeineren Begriffen zu gelangen, immer mehr aus allem Wirklichen das rein Gesetzmäßige auszusondern; sie streben Gesetze aufzustellen, die allgemeine Gültigkeit haben. Es ist für das Wesen einer Wissenschaft gleich, was für ein Material sie bearbeitet, es kommt lediglich darauf an, wie sie aus diesem Material Begriffe formiert. Darum ist auch die Psychologie zu den Naturwissenschaften zu rechnen, denn sie will die Gesetze aufstellen, unter denen die psychischen Vorgänge stehen.

Eine wichtige Konsequenz dieser Untersuchungen ergibt sich für die Bearbeitung unseres Problems: Die naturwissenschaftliche Begriffsbildung schließt jede Art von Teleologie aus. An sich darf zwar Teleologisches in einer Wissenschaft auftreten, obwohl es bestimmte Arten von Teleologie gibt, die ohne wissenschaftliche Berechtigung sind. Doch die Naturwissenschaft überschreitet durch Zulassung von teleologischen Momenten

die Grenzen ihrer Begriffsbildung. Denn es ist keine Teleologie denkbar ohne Rücksicht auf Werte und solche Wertungen sind ausschließlich Voraussetzungen der Geschichtswissenschaft, nicht der Naturwissenschaften.

Wir sind der Ansicht, daß vom Standpunkte der Wissenschaftslehre Rickerts auch das Wesen der »Prinzipienwissenschaft« und der »Völkerpsychologie« leicht klarzulegen ist. Die »Prinzipien der Sprachgeschichte« stellen eine Wissenschaft dar, die in der Bearbeitung des Materials wie im Ziel verschieden ist von einer »Völkerpsychologie«. Im Ziel, denn Paul sagt: »Ich wollte nicht etwas, was neben der Geschichte herlaufen sollte, ohne daß diese ebensogut bestehen könnte, sondern etwas, was die Behandlung der Geschichte durchdringen sollte. Ich wüßte nicht, wie man mit Erfolg über eine Sprache reflektieren könnte, ohne daß man etwas darüber ermittelt, wie sie geschichtlich geworden ist.« Also »Geschichte« ist unleugbar sein Ziel. Aber die historische Darstellung der Prinzipienwissenschaft ist durchsetzt von einer Bearbeitung des Sprachmaterials, die nicht geschichtlich, sondern, da sie unbedingt allgemeine Sätze bildet, nomothetischer, naturwissenschaftlicher Art ist. Und zwar ist diese Art der Bearbeitung des Materials in den Prinzipien in einer bis dahin noch nie erreichten Fülle vorhanden. Darin liegt Pauls Verdienst und zugleich auch der Grund dafür, daß man überhaupt den geschichtlichen Charakter des Werkes übersehen konnte.

Im folgenden soll versucht werden, an einem konkreten Beispiel die Methode der »Wissenschaften« Pauls und Wundts zu vergleichen und zwar lediglich, um die logische Struktur der von ihnen vertretenen Wissenschaften in helles Licht zu bringen, ohne jede Beurteilung der inhaltlichen Richtigkeit beider Ansichten. Vergleichen wir z. B., worin Paul die prinzipielle Ursache des Lautwandels findet, und worin Wundt ein Entwicklungsgesetz für denselben sieht. Paul legt dar, daß in der Verschiebung des Bewegungsgefühls ein Hauptgrund zu finden sei, Wundt

meint, daß der Beschleunigung des Redetempos ein erheblicher Einfluß zuzuschreiben sei. Wir haben also bei Wundt die lückenlose Linie des in dem geschichtlichen Verlauf stetig wachsenden Tempos der Rede d. h. ein kontinuierlich sich änderndes allgemeines Verhalten aller psychischen Lebensäußerungen. Eine solche stetige Änderung des psychischen Zustandes ist durchaus geeignet, zur Aufstellung psychologischer Gesetze zu dienen: und das ist ja Wundts letztes Ziel. Dagegen bleibt Paul bei der Auffindung seines Prinzipes durchaus auf dem Boden der Sprachgeschichte, wenn er nachweist, wie beim Übergange von einem zum anderen Individuum eine Verschiebung des Bewegungsgefühles eintritt, wie wir aufs deutlichste sehen, wenn wir den Wortlaut seines Resumée ins Auge fassen: »Dieselben Gründe, welche bei der älteren Generation zu einer bestimmten Art der Abweichung von dem schon ausgebildeten Bewegungsgefühl treiben, müssen bei der jüngeren auf die anfängliche Gestaltung desselben wirken. Man wird also wohl sagen können, daß die Hauptveranlassung zum Lautwandel in der Übertragung der Laute auf neue Individuen liegt. Für diesen Vorgang ist also der Ausdruck Wandel, wenn man sich an das wirklich Tatsächliche hält, gar nicht zutreffend, es ist vielmehr eine abweichende Neuerzeugung.«

Wundt verfolgt dagegen in seiner Völkerpsychologie das Ziel, Gesetze aufzustellen, und mag er mit noch soviel relativ historischen Bestandteilen arbeiten, daß darüber dies Ziel öfter verdunkelt erscheint, so ändert dies nichts daran, daß jene historischen Bestandteile nur das Mittel bilden, das ihm Gesetze konstruieren hilft.

Wir zeichnen im folgenden die allgemeinen Grundlinien der Bewußtseinslage der Sprache, wie sie nach den Ansichten von Noiré, Gerber, Steinthal, Paul und Wundt sich darstellen. Die Auswahl der herangezogenen Theorien ist erfolgt nach der Erwägung, ob sie in irgendwelcher Richtung für eine gegenwärtige Bearbeitung des Problems direkt zu verwertende Gesichtspunkte erkennen lassen.

Wir geben zunächst eine Darstellung der Theorie Ludwig Noirés. Er ist der Ansicht, daß Sprache mit Naturnotwendigkeit aus der gemeinsamen Tätigkeit hervorbreche. »Entstanden als unwillkürliche Reaktion auf einen Gefühlsreiz wird sie von den zu gleicher Tätigkeit vereinigten Genossen angeeignet.« Dieser Satz spricht das Resultat von Noirés Auseinandersetzungen aus, die wir den leitenden Hauptgedanken nach skizzieren: Noiré knüpft an Erscheinungen an, die einfacherer Natur sind und ihm gleichfalls sozialen Ursprungs scheinen. Er betrachtet zunächst die ethische Seite der sozialen Schöpferkraft, wie sie Lachen und Weinen hervorbringt.

Das Lachen entspringt dem Gemeingefühl der Lust, der erfolgreichen Tätigkeit, der Überlegenheit einer korporativen Vielheit gleichgestimmter Wesen. Damit es erweckt werde, muß eine äußere Anschauung diese Stimmung entzünden, daher auch die Plötzlichkeit seines Auftretens. Das Weinen ist der Reflex, die unmittelbare Äußerung des Gemeingefühls der Trauer, des Schmerzes. Auch die Träne bedarf der Anregung äußerer gemeinverständlicher Anschauung. Solche Äußerungen des ethischen Gemeingefühls sind nur durch gesteigerte soziale Instinkte erklärlich. Dann faßt er die ästhetische Seite der sozialen Schöpferkraft ins Auge: aus dem frohen Gefühl des Daseins treibt ein Gemeingefühl der Lust die lebendigen Wesen zur unmittelbaren Äußerung einer erhöhten Stimmung an. Im Spiel wird die rhythmische Auslösung innerer Empfindung — Musik und Gesang und die damit zusammenstimmende Bewegung der vom Frohgefühl erregten Glieder — ausgedrückt. Alle diese Äußerungen sozialer Gefühle hätten für sich allein nie eine Sprache geschaffen; es mußte noch hinzutreten die auf einen gemeinsamen Zweck gerichtete gemeinsame Tätigkeit, es war die urälteste Arbeit unserer Stammeltern, aus welcher Sprache und Vernunftleben hervorquoll. Hier ist der Ursprung des Lautes, der gemeinsam erklingend, gemeinsam hervorgebracht, gemeinsam ver-

standen, nachmals zum menschlichen Worte sich entwickelte. Denn seine Eigentümlichkeit war und mußte bleiben, daß er an eine bestimmte Tätigkeit erinnerte und verstanden wurde. Der Sprachlaut ist also in seiner Entstehung der die gemeinsame Tätigkeit begleitende Ausdruck des erhöhten Gemeingefühls. Mit verschiedenartigen Tätigkeiten konnten sich verschiedenartige Laute verbinden, die erst allmählich sich differenzierten und zu Wurzelworten mit verschiedener Bedeutung sich ausbildeten. Das Individuum lebte gleichsam instinktiv im Stamm, ohne sich seiner Besonderheit in höherem Grade bewußt zu werden.

Einen Seitenblick wirft Noiré auf die Entstehung der Begriffe, indem er in ihrem Wesen und ihrem Zusammenhang mit Sprache eine Stütze für seine Ansicht sieht. Die allgemeinen Ideen — ihr Besitz ist der wahrhaft charakteristische Vorzug des Menschen — sind auf eine natürliche Weise entstanden, nämlich (vergl. auch c. VII, S. 117) dadurch, daß sie aus dem Gemeinverständnis, der Gemeinsamkeit hervorgetreten und festen Bestand durch das Wort, die lautliche Äußerung, gewonnen haben. Die Sprache aber, deren Wesentlichstes überall darin gefunden wird, daß sie das Individuelle meidet und haßt, kann ebenfalls unmöglich aus individuellen Äußerungen hervorgegangen sein.

Wir stehen jetzt an dem Punkte, wo die Genese der Theorie Noirés klar hervortritt. Aus der vermeintlich verbalen Natur der sogenannten Wurzeln schließt er überhaupt erst, die Sprache sei bei gemeinsamer Tätigkeit entstanden. Es ist hochwichtig und interessant zugleich, zu sehen, wie hier die sprachwissenschaftliche Hypothese zum Grundpfeiler seiner psychologischen Theorie gesetzt ist.

Die Sprache bezeichnet in ihrem Ursprunge die Dinge der objektiven Welt nicht als Gestalten, sondern als Gestaltete; nicht als Wirkung ausübende, tätige Wesen, sondern als Wirkung erfahrende, leidende; denn mensch-

liche Tätigkeit ist der letzte Begriffsinhalt aller Urwurzeln. Die Dinge treten in den Gesichtskreis der Sprachanschauung in dem Maße, als sie mit dieser Tätigkeit in Berührung kommen, von ihr Wirkung erleiden. Gerade wie die bestimmte, notwendige Tätigkeit sich im Menschen aus- und weiterbildet, so wird auch der in der Gemeinschaft hervorgestoßene Laut schließlich zu seinem individuellen Eigentum, und vermag endlich auch zwischen Wenigen, Zweien jenes Verständnis zu vermitteln, das ursprünglich nur wie ein instinktiver Zwang in der Gesamtheit vorhanden war. Auf diese und auf keine andere Weise muß die menschliche Tätigkeit aus der instinktiven Dumpfheit des Tierlebens in das erhöhte Bewußtsein, in die Klarheit des Denkens, in die Möglichkeit der Bezeichnung durch den — seinem Wesen nach — nur symbolischen Laut getreten sein.

Das Wichtigste und wahrhaft Wesentliche aller Geistesentwicklung ist die spontane Erinnerung, deren Grundgesetze Noiré in zwei Sätzen formuliert:

1. Ohne an das Bewußtsein der eigenen, willkürlichen Tätigkeit geknüpft zu werden, ist keine Erinnerung der Außenwelt möglich.
2. Ohne äußere, objektive Erscheinung ihrer Wirkung ist kein Bewußtsein der eigenen Tätigkeit möglich.

Der Wirkung dieser Tätigkeit, wie sie die ganze Aufmerksamkeit der zu dem gleichen Ziele arbeitenden Menschen beherrschte und wie sie als Resultat ihnen schließlich entgegentrat, muß die Funktion des »vorwiegend Objektiven, des Phänomenalen« angewiesen werden. Die Tätigkeit strebt in die Außenwelt, objektiviert sich daselbst und kehrt als Wirkung wieder in unser Bewußtsein zurück. Das Objekt der Tätigkeit, der substanzielle Gehalt der Verbalwurzel ist es, was die Sprache in das feste, sichere Flußbett der Entwicklung eindämmt, den inhaltlosen Gesang in Prosa, in die Sprache der Vernunft, der Realität verwandelt, die eigene Tätigkeit, an welche doch beständig rekurriert werden muß, mit einem un-

glaublich feinen Geflechte an die viel gestaltige Außenwelt anknüpft und so eine Welt von Abstraktionen erschafft. Alle Dinge treten also in den menschlichen Gesichtskreis, d. h. sie werden erst zu Dingen, in dem Maße, als sie menschliche Tätigkeit erleiden, und darnach erhalten sie ihre Bezeichnungen, ihre Namen. Nach Noirés Theorie löste sich aus den ältesten Sprachlauten eben jener objektive Gehalt, der naturgemäß in ihnen lag, der gleichzeitig als Objekt gemeinschaftlicher Anschauung vermöge seiner Phänomenalität einzig und allein imstande war, etwas derartiges, wie Sprache, deren erste Eigenschaft Gemeinverständlichkeit ist, hervorzubringen, und gelangte auf der nächsten Stufe zum Sonderdasein, so daß die Verbalwurzel nicht bloß die »frei im Raume schwebende« Tätigkeit, sondern bald auch das durch diese Tätigkeit Gewirkte, Hervorgebrachte bezeichnete, welches ja überhaupt schon bei der ersten Sprachentstehung mitgedacht gewesen sein muß. Auf einer späteren Stufe konnte erst das von der Tätigkeit Berührte als ein selbständiges Naturwesen sich aussondern und in die gemeinsame Anschauung des Sprachlebens einziehen als Baum, Tier, Rinde, Schale: einer noch viel späteren Entwicklungsstufe gehört die Auffassung und Bezeichnung der Individuen als tätiger Kräfte, als persönlich wirkender, dem Menschen gleichartiger Naturwesen an.

Wir wenden uns jetzt zu Gustav Gerber und geben im folgenden eine übersichtliche Darlegung seiner Anschauung, wie er sie in seinem Werke: Die Sprache als Kunst bietet. Wie ein silberner Strom fließt die glänzende Darstellung hin, Hegelscher Geist glänzt sternengleich über der Entwicklung dieser Gedanken, die nicht den Namen einer Theorie, sondern eines Systems verdient! Schon die Fragestellung, nach Form und Inhalt vollendet, läßt ahnen, daß wir sehr zu beachtende Ideen vor uns haben. Die Frage lautet: Wie begreifen wir die Sprache aus den Bedingungen und im Einklang mit ihnen, welche uns sonst über die Natur des Menschen bekannt sind?

Die Erörterung der Sprache hat einen idealen Vorgang im Auge, denn wir wissen nur von einer Entwicklung, mithin können wir von einer Schöpfung, einem zeitlichen Ursprung der Sprache nichts wissen. Aus der unveränderlichen Natur des Menschen wird geschlossen, die wir studieren können, und die lebende Sprache muß von jener Erörterung aus verstanden werden. Die Sprache ist Naturprodukt, sofern sie der Natur des Menschen und deren Zusammenziehung mit der übrigen Welt gegründet ist, aber nur ihrer Anlage nach. In Form freier Selbsttätigkeit stellt die menschliche Natur, was ihr Eigenartiges, Besonderes angehört, heraus: eine Durchdringung der Gegensätze von Freiheit und Notwendigkeit, von Erfindung und natürlichem Hervorbrechen der Sprache. Auf Grundlage der Natur entsteht die Sprache durch freien Akt der Seele und zwar ohne reflektierendes Bewußtsein, eine nicht weiter zu begreifende schöpferische Tätigkeit, die in jener eigentümlichen Begabung unseres Wesens, dem Kunsttrieb, nach außen drängt.

Ehe aber eine künstlerische Gestaltung beginnen kann, muß die Natur Material bieten. Der Empfindungslaut, das Erste, das die Seele hervorbringt, bricht als natürliche Reaktion auf einen Reiz hervor. Die Empfindung, durch Objekte angeregt, wird überwältigt und strömt unaufhaltsam in Töne aus. Ihre Differenzierung ist so zu denken: Je nachdem sie dieser oder jener Empfindung entsprangen, wurden sie mit Rauheit und Schärfe ausgestoßen, oder milde und schmeichelnd gehaucht, erklangen sie heller oder dumpfer, sicher und fest oder zögernd und schwankend. Die Art der Empfindung charakterisierte weniger der unbestimmt gehaltene Vokal, als der begrenzende Konsonant. Gerber kommt hier schon der Auffassung Wundts nahe, wenn er sagt, der beginnende Konsonant mochte von der Miene, welche die Gesichtsmuskeln bewegte, bestimmt werden oder »in ba liegt — man denke an die entsprechende Verziehung der Gesichts-

muskeln — Bezeugung des Ekels, in ha der kräftigen Freude, in ach das Ende des Seufzens!«

Durch alle solche Empfindungslaute treten nicht die Dinge ins Bewußtsein, sondern die Art, wie wir zu ihnen stehen, je nach den einzelnen Lebensmomenten, in denen wir zu ihnen in Beziehung treten. Nur ein Reiz wird dargestellt durch den Laut. Die Seele empfängt den Reiz aber nur durch das, worauf sie merkt, durch ein Merkmal des Dinges. Ertönt der Laut, erkennt sie ihre Art, jenes Ding aufzufassen, wieder. Das Merkmal paßt auf eine Gattung, ist nicht an ein einzelnes Objekt gebunden; mithin sondert die Seele durch diesen Akt aus dem Allgemeinen das Einzelne und erhebt sich von der Anschauung zur Vorstellung. So bildet sich für das Bewußtsein der Gegensatz des Subjekts zu der objektiven Welt heraus. Hier setzt eine rückläufige Bewegung ein: Aus dem Reiz des Lautes gelangt die Seele leicht wieder zum Merkmal und beginnt, jenes Lautreich zu errichten, nach dessen Gesetzen wir vorstellen, denken, dichten. Diese Lautwelt führt nicht in die Welt der Dinge, hat für sich keinen Bestand, sondern begleitet sie gleichsam parallel. Ist diese Stufe der Geistesentwicklung erreicht, tritt jene Hervorbringung von Lauten ein, die man artikulierte Sprache zu nennen pflegt. Der Laut wird nun eine Bestimmung von seiten des Bewußtseins erfahren, mit der dieses ausdrückt, daß es nicht mehr von dem Reiz einer sinnlichen Anschauung ergriffen wird und eine Empfindung austönen muß, sondern daß es von seiner Vorstellung geleitet ist. Der nun hervorgebrachte Laut gibt eine Darstellung des innerlichen Vorganges, verkörpert ein Lebensmoment der Seele in einem Lautbilde. Ein Innenbild — die Vorstellung — wird dargestellt durch ein Außenbild, ein Symbol, der Mensch betritt damit das Gebiet der Kunst. Mit diesen ersten Erzeugnissen der Sprachschöpfung fallen die sogenannten Wurzeln nicht ohne weiteres zusammen, obgleich diese Möglichkeit teilweise nicht abzuweisen ist. Nur muß man sich eine so

vorsichtige Definition vergegenwärtigen, wie sie Steinthal gibt: Löst man von den Wortformen der lebenden Rede alle formalen Elemente ab, dann behält man einen Grundstoff zurück, den man eben Wurzel nennt. Es ist übrigens zu beachten, daß Gerber nach obiger Feststellung für die primitiven Sprachschöpfungen stets den Ausdruck Wurzel anwendet; so sagt er über die Stufe dieser künstlerischen Tätigkeit und die Bedingungen, die ihr Eintreten ermöglichten, etwa folgendes:

Die Stufe der Kunst, auf welcher die Wurzeln geschaffen wurden, ist die der unbewußten Symbolik; sie bringt nicht mehr Lautbilder von Reizen, sondern Lautbilder von Vorstellungsbildern hervor.

Die Möglichkeit des Eintretens einer Kunsttätigkeit ist abhängig von einer gewissen Herrschaft über das Material. Diese wird in folgender Weise erlangt: Mit den Empfindungslauten strömten der Seele Bilder zu, welche die Einbildungskraft beschäftigten. Als durch Gewöhnung die Seele mit Freiheit diese Bilder sich vorzustellen gelernt hatte, regte sich die Phantasie, wagte sich die Lust und Kraft hervor, mit diesen Bildern zu spielen, ein Abbild von ihnen im Laute zu gestalten, und es entstand die Sprachwurzel, welche ebensowohl die Spuren der Natur an sich trägt, deren Material sie verbraucht, als die der Freiheit, welche sie der formenden Phantasie verdankt. Als Schöpfungen eines Kunsttriebes sind mithin alle Wurzeln zu betrachten, welches auch der Inhalt, dem sie Ausdruck geben wollten, sein mochte. Denn im Akt der Äußerung selbst lag Befreiung von einem Drange, eine Erleichterung von einem Eindrucke, kurz die Formierung des artikulierten Lautes wirkte auf die Seele, wie die Erschaffung eines Kunstwerkes.

Eine Fülle solcher individuellen Kunstwerke schwirrte bei der immerfort tätigen Urschöpfung um die Häupter der künstlerisch Tätigen, eine Auswahl nur konnten bleibende Denkmale sein. Das legt Gerber dar und begründet es so: Die Empfindungen und weiter die Vor-

stellungen waren nicht sicher bestimmt; vielmehr stand die Auffassung unter den Stimmungen des Subjektes wie dem Wechsel der objektiven Erscheinung. Daher ist bei der Betrachtung der Sprachwurzel ein Zufälliges in Rechnung zu ziehen. Hierin lag für die Kunstschaffenden wie für die Hörenden Anlaß und Aufforderung zu einer Wahl zwischen den glücklicheren und weniger begünstigten Erzeugnissen. Von dieser Arbeit, diesem Wählen des Kunstschaffens legt heute noch das Vorhandensein der Synonyma Zeugnis ab.

Im Laufe dieser Erörterung sucht Gerber auch die Beteiligung der Gattung an der Urschöpfung zu verdeutlichen, während bisher das Schaffen des einzelnen im Vordergrund stand.

Der Empfindungslaut bietet ein Natürliches, welches, sowie es hervorbricht, sich dem Hörenden von selbst versteht. Die Wurzel dagegen bedarf der Aufmerksamkeit, um verstanden zu werden, und erregt sie durch ihre Kunstform; sie ruft im Hörer dieselbe Anspannung der Phantasie hervor, aus welcher sie in dem Sprechenden ihren Ursprung nahm. Nur soweit die Sprachwurzeln diese Bedingung erfüllten, fanden sie Aufnahme.

Damit sind wir zu der Auffassung gelangt, die Gerber hinsichtlich der Mitteilung hat; sie interessiert uns hier nur, soweit sie zum Verständnis seiner Theorie beiträgt. Die Mitteilung ist:

1. der Faktor, durch welchen die wirklich gewordenen, die vorhandenen Volkssprachen zustande kommen. Denn wie Heyse sagt »die Lautgeberde hat bereits das Moment der Mitteilung an sich«;

2. an sich selbst ist sie als die Folge der geistigen Entwicklung des Menschen bis zur Sprachschaffung hin zu betrachten, nicht aber als Grund für die Schaffung der Sprache. Vielmehr entsteht die Sprache immer aus freiem Kunstschaffen. Daß aber die Schöpfungen dieser Kunst die mächtigsten Hebel wurden für die Entwicklung der Menschheit, ist begreiflich aus der Wechsel-

wirkung, in welcher sie mit der Menschenseele steht und kann ihren Kunstcharakter nicht zerstören.

Das Eintreten des Verständnisses einer Lautschöpfung erklärt Gerber durch folgende Überlegungen: Wenn das Sprechen fortgesetzte Arbeit ist, muß es auch das Verstehen sein; denn gemeinsame Arbeit derselben Individuen bemüht sich um beides. Es konnte sich freilich nur um eine Anregung der Phantasie handeln, auf Grund des gehörten symbolischen Lautes eine analoge Vorstellung zu erzeugen. Darum trat nur ganz allmählich Verständnis ein und wurde genau in dem Grade bestimmter, als der Laut an Bestimmtheit zunahm. Es ließ ja die unbestimmte Art der Bezeichnung eine breite Möglichkeit der Auffassung zu und dies gab gerade einen Hauptreiz zum immer deutlicheren und besseren Herausarbeiten der Artikulation. Mehr als Steigerung der Deutlichkeit aber ist überhaupt nicht zu fordern, denn völliges Verständnis wird nie erreicht, da das Individuum sich uns schließlich als unfaßbar zeigt.

Wir skizzieren im folgenden die Ansicht, welche Steinthal entwickelt: Die Wahrnehmung des Objektes wird begleitet von einem Gefühl, ein Reflex löst eine Bewegung der Artikulationsorgane aus, und die Ähnlichkeit des an diese gebundenen Gefühls gibt erst den Zusammenhang kund, der als Reflex keine psychischen Mittelglieder hat. Die Qualität der Empfindung wird nicht durch den onomatopoetischen Laut wiedergegeben, denn er ist Gehörsempfindung, Empfindungen verschiedener Sinne heterogen und unvergleichbar. Betrachten wir die Mannigfaltigkeit der in Betracht kommenden Gefühle, so ergeben sich:

I. Gefühle, welche die den Laut hervorrufende Anschauung erzeugt. Sie begleiten:
   a) die Tätigkeit jedes einzelnen Sinnes,
   b) das Zusammenarbeiten verschiedener Sinne zur Erzeugung einer Anschauung,
   c) die Assoziation der Anschauung mit Affekten.

II. Gefühle, die der onomatopoetische Laut erzeugt, sind entweder Gefühle, die mit den Gehörswahrnehmungen sich verbinden oder Bewegungsgefühle in den lauterzeugenden Organen bei der Hervorbringung des onomatopoetischen Lautes.

In der Gleichheit oder Ähnlichkeit dieser beiden Gefühlsgruppen spricht sich eben die Tatsache aus, daß das onomatopoetische Lautgebilde von der Wahrnehmung des Objekts erzeugt, daß es Reflex ist.

In einem anderen Individuum kann die Wahrnehmung eines solchen Reflexlautes nur dasselbe Gefühl erwecken, das ihn verursacht hatte.

Wenn wir jetzt eine Übersicht von Pauls Anschauung über die Bewußtseinslage der Sprache geben, so machen wir gleich an dieser Stelle aufmerksam auf die teleologischen Momente, die sich in Pauls Darstellung finden. Wir heben sie nicht heraus, wie später bei Noirés und Gerbers Theorien, da sie vermöge des eigenartigen Charakters der Prinzipienwissenschaft in organischer Verbindung mit den rein gesetzmäßigen Ausführungen auftreten. Die Grundlinien seiner Anschauung sind etwa folgende:

Der Urmensch, der noch nicht gesprochen hat, kann so wenig wie ein neugeborenes Kind irgend einen Sprachlaut willkürlich erzeugen. Vielmehr bildet sich auch bei ihm erst allmählich durch mannigfache Tätigkeit der Sprechorgane ein mit einem Lautbilde assoziiertes Bewegungsgefühl heraus, welches dann einen Regulator für sein Sprechen abgeben kann. Das gegenwärtige Erlernen des Sprechens wird geleitet von der schon fertigen Sprache. Für den Menschen vor der Sprachschöpfung aber gibt es keine Norm. Ein Durcheinander der verschiedenartigsten Artikulationen begann das Sprechen, dessen Weiterentwicklung so zu denken ist: Gewisse Lautgruppen müssen von verschiedenen Individuen spontan d. h. ohne Mitwirkung irgend welcher Nachahmung im wesentlichen gleichmäßig erzeugt sein. Nur für solche bevorzugte Lautgruppen kann sich, wenn eine Norm fehlt, ein Bewegungs-

gefühl herausbilden. Die Bewegungsgefühle für die einzelnen Laute müssen sich sehr langsam eins nach dem andern entwickelt haben, und die traditionelle Sprache wird sich anfangs mit einem Minimum von Lautzeichen begnügt haben.

Betrachten wir die Natur jener primitiven Sprachlaute, so kann keine Spur einer grammatischen Kategorie an den ersten Schöpfungen, mit denen die Sprache begonnen hat, haften. Sie entsprechen vielmehr ganzen Anschauungen, stellen primitive Sätze dar, gleich Ausrufen wie Diebe! Feuer! Das die Aufmerksamkeit erregende Objekt zugleich mit dem, was an dem Objekt vorgeht, wird durch den Sprachlaut bezeichnet; die ältesten Wörter verbinden also den unvollkommenen Ausdruck einer Anschauung, wie sie später durch einen Satz wiedergegeben wird, mit interjektionellem Charakter. Aber solche Urschöpfung ist an sich nicht ausreichend, eine Sprache zu schaffen. Es muß gedächtnismäßige Bewahrung des Geschaffenen durch die zu einer Genossenschaft gehörigen Individuen hinzutreten. Erst wo Sprechen und Verstehen auf Reproduktion beruht, ist Sprache da! Die ersten Sprachlaute befriedigen als solche lediglich ein Bedürfnis des einzelnen Individuums ohne Rücksicht auf sein Zusammenleben mit den anderen. Wird ein solcher Laut zugleich mit der sinnlichen Wahrnehmung aufgefaßt, so kann beides in Beziehung zueinander gesetzt werden. Daß ein anderes Individuum diese Beziehung empfindet, kann auf dem wirklichen Kausalzusammenhang beruhen, der zwischen der Wahrnehmung und dem Laute durch Vermittlung der Nervenerregung besteht. Der gleiche sinnliche Eindruck wird in wesentlich gleich organisierten Individuen den gleichen Laut erzeugen und sie müssen sich, sobald sie denselben von andern hören, sympathetisch berührt fühlen.

Gewiß aber ist die Anzahl der so erzeugten Sprachlaute eine verhältnismäßige geringe gewesen. Erheblich voneinander abweichende Anschauungen werden den

gleichen Laut hervorgerufen haben. Alles, was derselbe vermag, besteht nur darin, daß er die Aufmerksamkeit erregt. Spezielleren Inhalt gibt erst die Anschauung selbst, unterstützt durch die Geberde. Wir werden uns überhaupt zu denken haben, daß die Lautsprache sich in ihren Anfängen an der Hand der Geberdensprache entwickelt hat.

Ist es einem Individuum wiederholt gelungen, durch einen Sprachlaut die Aufmerksamkeit zu erregen, so wird es allmählich dazu geführt, daß es mit Hilfe der betreffenden Bewegung auch absichtlich die Aufmerksamkeit zu erregen sucht, sobald es durch das Bedürfnis dazu gedrängt wird. Ist einmal die Möglichkeit der absichtlichen Mitteilung erkannt, so hindert nichts mehr, daß zu den durch Triebbewegung erzeugten Lauten auch solche hinzutreten, zu deren Erzeugung von Anfang an die Absicht der Mitteilung mitgewirkt hat. Die Absicht der Mitteilung, nicht etwa die Absicht, ein bleibendes Werkzeug der Mitteilung zu schaffen. Denn es ist lediglich das Bedürfnis des Augenblicks, welches eine neue Lautgruppe hervorbringt.

Die Anschauung W. Wundts: Die Grundlagen einer eigentlichen Entwicklungstheorie bilden: 1. die tatsächliche Entwicklung der Sprache und 2. die Eigenschaften des menschlichen Bewußtseins, die dasselbe auf seinen unmittelbar unserer Beobachtung zugänglichen Stufen darbietet. Mit der Entwicklung des Bewußtseins hält die Entwicklung von Ausdrucksbewegungen gleichen Schritt, sie sind Bestandteil der psychologischen Funktion, wie sie ihr Merkmal sind. Eine Entwicklungstheorie hat also zu verdeutlichen, wie aus der Gesamtheit der Ausdrucksbewegungen die Sprachlaute herausgeboren werden und allmählich zu Symbolen der Gedankeninhalte emporwachsen. Wundt fügt daher die Erörterung der Sprachlaute in seiner Völkerpsychologie als letztes Glied der Analyse der mimischen und pantomimischen Ausdrucksbewegungen, wie der verschiedenen Formen der Geberden

an und zieht eine Reihe Parallelen, die ihm als Früchte dieser Gliederung entgegenreifen.

Wir haben aber erst im vierten Teile auf den Vergleich der hinweisenden, nachahmenden, symbolischen Geberden mit entsprechenden Kategorien von Sprachlauten einzugehen. Hier ist nur zu sagen, daß die Geberden überall noch eine unmittelbare Beziehung zu ihrer Bedeutung erkennen lassen, und sehr wahrscheinlich der Sprachlaut auch in ähnlicher Weise solche Beziehungen gehabt haben muß. Nur werden diese aus zwei Gründen keine unmittelbaren gewesen sein, denn 1. der nächste Ausdruck des psychischen Vorgangs ist die Artikulationsbewegung und 2. diese Artikulationsbewegung stellt nur einen Teil der begleitenden pantomimischen und mimischen Geberden dar, von denen sie selbst mitbestimmt ist. Die Bedeutung des Lautes ist also von der Gesamtheit der Geberden abhängig zu denken. Und weil der Laut in naturnotwendigem Zusammenhang aus der Gesamtheit der Geberden im allgemeinen und der Artikulationsbewegung im besonderen herauswächst, die zusammen ein Spiegel des Eindrucks sind, der sie veranlaßt, so muß ein deutlicher Widerschein dieses Spiegelbildes auch an ihm, dem Laut, wahrzunehmen sein. Es ist daher immer festzuhalten, daß der Sprachlaut eine Folgeerscheinung der Lautgeberde ist. Die Lautgeberde aber ist eine Mitbewegung, die von den übrigen Komponenten der gesamten Ausdrucksbewegung abhängt. Darum ist z. B. auch bei Untersuchungen von Onomatopoien, in denen wir Neubildungen vermuten, das Augenmerk darauf zu richten, wie der Sprechende seine eigenen Artikulationsbewegungen dem Eindruck anpaßt, den der Gegenstand auf ihn macht.

Der Sprachlaut wird direkt durch die mimischen Bewegungen bestimmt, da die Lautgeberde selbst nur eine besondere Form mimischer Bewegungen ist; indirekt durch die pantomimische Bewegung, da in bezug auf diese die Lautgeberde und der von ihr abhängige Sprach-

laut eine Mitbewegung darstellt, welche von den übrigen Komponenten der gesamten Ausdrucksbewegung abhängt. Der Sprachlaut entsteht mithin als naturnotwendiges Ergebnis der bei seiner Bildung obwaltenden psychophysischen Bedingungen. Als ein Produkt derselben ist die Lautgeberde nicht als mechanischer Reflex, sondern als die einfachste psychophysische Reaktion in der Sphäre der Bewegungsvorgänge anzusehen: eine Trieb- oder eindeutig bestimmte Willenshandlung. Damit richtet sich Wundt gegen Steinthals Ansicht, der das onomatopoetische Lautgebilde als einen Reflex auffaßt, der in seiner Form von der Beschaffenheit des Objektes abhängt. Seine Verwandtschaft mit dem Objekt vermitteln die analogen Gefühle, die durch den Eindruck des Objektes und durch den Eindruck des Lautes erweckt werden. Das ergäbe also einen willenlosen Vorgang und eine durch Gefühle vermittelte Assoziation (vergl. oben S. 23 Steinthals Theorie). Eine Reflexbewegung ist aber nur da vorhanden, wo ein sensibler Reiz auf motorische Nerven übertragen wird und durch eine ihm im allgemeinen zweckmäßig zugeordnete Muskelbewegung beantwortet wird. Steinthals Auffassung dehnt aber den Begriff der Reflexbewegung auf psychophysische Vorgänge aus, während er nur rein physiologisch bedingte, ohne begleitende psychische Vorgänge verlaufende Bewegungen umfaßt. Sobald Empfindungen und Gefühle vorhanden sind, haben wir eine Trieb- oder einfache Willenshandlung, denn jener Empfindungs- und Gefühlszustand stellt das allein vorhandene und darum allein wirksame Motiv dar. Reflexbewegung und Triebhandlung sind also geschieden durch die Bewußtseinsvorgänge, die letztere begleiten. Diese Bewußtseinsvorgänge können infolge der Nachwirkungen, die sie stets zurücklassen, Anstoß zu neuen psychischen oder psychophysischen Vorgängen geben.

Da Psychologie ihrer logischen Struktur nach Naturwissenschaft ist, so darf in ihr kein **teleologisches Moment**, keinerlei **Wertung** sich finden. Eine solche Wertung

aber ist überall da zu treffen, wo von Sprache als zweckvoller Mitteilung die Rede ist. Wir wollen im folgenden versuchen, solche teleologischen Bestandteile in einzelnen Darstellungen aufzusuchen und beginnen mit der Theorie Noirés. Zahlreich sind die teleologischen Momente nicht, die sich in der Entwicklung seiner Ansicht finden, da ja, wie oben gezeigt ist, seine Theorie sich aufbaut auf dem natürlichen Hervorbrechen der Sprache aus der Gemeinsamkeit der Tätigkeit; aber immerhin sind sie doch zu finden. Schon in Betrachtung der Quelle der Sprache, der gemeinsamen Tätigkeit, zeigen sich Spuren teleologischer Auffassung; so sagt er: Spiel, Lust und Tanz hätten für sich allein nie eine Sprache geschaffen; es mußte noch hinzutreten die auf einen gemeinsamen Zweck gerichtete gemeinsame Tätigkeit. Es war ein welthistorischer Wendepunkt, da das wahre Charakteristikum der Menschheit, die auf die Erreichung eines gemeinsamen Zieles gerichtete gemeinsame Tätigkeit mehrerer oder vieler Individuen, auftrat.

Weiter sind Wertungen anzutreffen, wo er vom Effekt der Tätigkeit und seiner Beziehung zur Sprachschöpfung redet. Wir führen eine Reihe solcher Thesen an: Wie fixieren die Tätigkeiten sich in dem erhöhten Bewußtsein? Wie kommen sie zu einer dauernden Bezeichnung? Nur durch das, was sie hervorbringen, was sie schaffen. Alle Dinge treten also in den menschlichen Gesichtskreis, d. h. sie werden erst zu Dingen in dem Maße, als sie menschliche Tätigkeit erleiden und darnach erhalten sie ihre Bezeichnungen, ihre Namen. Die Tätigkeit wurde erst die Pforte, der Schlüssel, durch welche die anfänglich nicht gemeinsam genannten, weil nicht gemeinsam bekannten Dinge der Außenwelt in das Sprachbewußtsein eintraten, d. h. der Reihe nach gemeinsam aufgefaßt und durch Worte bezeichnet wurden; die Dinge treten in den Gesichtskreis der Sprachanschauung in dem Maße, als sie mit dieser Tätigkeit in Berührung kommen, von ihr Wirkung erleiden, wie konnte es anders sein, wie ist auf

andere Weise eine gemeinsame Anschauung und daraus hervorgehende Bezeichnung möglich?

Auch in Gerbers System treffen wir auf teleologische Bestandteile und zwar ist hier ein besonders treffliches Beispiel für die gegenseitige Durchdringung von Reaktion und zweckvoller Mitteilung oder, wie er es ausdrückt, von Natur und Freiheit. Gleich die allgemeinen Grundlagen seiner Theorie lassen das erkennen. Er sagt: »die Sprache ist eine auf natürlicher Grundlage zur Freiheit sich entwickelnde Kunst — *φύσις* und *θέσις* und dies nicht in einem Neben- und Nacheinander, sondern in beständiger gegenseitiger Durchdringung. Weder durch Natur noch durch menschliche Satzung besteht die Sprache, sondern wie der Mensch selbst, ist sie eine Durchdringung von Resultaten der Notwendigkeit mit der Betätigung der Freiheit.« Und ferner: Freiheit und Kunst wirken, wenn schon zunächst ohne bestimmtes Bewußtsein, von Anfang an bei Gestaltung der Sprache mit, es durchdringen sich die Gegensätze von Freiheit und Notwendigkeit, von Erfindung und natürlichem Hervorbrechen der Sprache.

Dieses natürliche Hervorbrechen bringt, wie bekannt, den Empfindungslaut zutage. Die Wechselwirkung von »Natur und Freiheit« läßt jetzt die Freiheit sich betätigen. Folgende Ausführungen sind teleologischer Art: Je weniger nun in überwältigender Weise die Empfindung durch die Objekte angeregt wird, desto selbsttätiger, eigenartiger kann der Mensch den Laut gestalten. Das Subjekt behält Ruhe, zu beobachten und die Art der Einwirkung auf sich genauer kennen zu lernen. Es scheint naheliegend, daß der menschliche Laut die in demselben Material des Tönens sich kundgebende Natur für sich benutzt; nicht zwar zur Benennung, denn dazu würde Artikulierung eintreten müssen, aber zur näheren Bezeichnung der Wahrnehmung. Gerber sagt weiter: Das Lautbild ist eine Ausführung, an welcher die Seele mit eigener Kraft sich beteiligt. Der Mensch selbst will eine

Darstellung eines innerlichen Vorganges geben, will ein Lebensmoment der Seele in einem Lautbilde verkörpern. Geht er nicht auf dem langen Wege seiner Entwicklung durch einen naiven, sich selbst noch nicht erfassenden Zustand erst allmählich zur Reflexion, zum selbstbewußten Schaffen? Dieses letzte Wort drückt für sich betrachtet wohl richtig eine Tatsache aus, aber diese Anwendung eines selbstbewußten Schaffens auf das Gebiet der Urschöpfung ist unzulässig.

Mit dem Lautbilde, dem Symbol der Vorstellung, war, wie wir uns erinnern, ein Material geschaffen. Der menschliche Geist betätigt sich in Freiheit künstlerisch weiter. Es darf uns nicht wundern, wenn sofort wieder teleologische Gesichtspunkte auftreten. Da gab gottgegebene Begeisterung den Mut, den Anstoß zum Bilden, und es entstand die Sprachwurzel, welche ebensowohl die Spuren der Natur an sich trägt, deren Material sie verbraucht, als die der Freiheit, welche sie der formenden Phantasie verdankt. Je unbestimmter die Sprachwurzeln nach Laut und Bedeutung waren, je mehr sie erst aus einer lange geübten Arbeit des Sprechens, Hörens, Verstehens sich befestigten, desto häufiger trat eine Tonbildung emphatischer Art ein, eine beabsichtigte, scharf akzentuierte das Mißverstehen ausschließende, genauer charakterisierende.

Indem Gerber die Schallwörter bespricht, ist seine Darstellung auch nicht rein »naturwissenschaftlicher« Struktur. Er meint z. B.: Bei derlei Lauten war eine Vergleichung mit dem Urbilde der Natur so naheliegend, daß man sie auch schon im Anfang mit Bewußtsein angestellt vielleicht denken darf. Ob auch die Kunsttätigkeit gerade hier nur gering war, trat sie doch stark hervor, und die Freude am Gelingen mag nicht klein gewesen sein. Wie oben erwähnt, verdanken die Wurzeln ihre Aufnahme in die Sprache einer Wahl. Der Begriff der Wahl aber, wie ihn Gerber auffaßt, führt über die Grenze absolut reiner Gesetzmäßigkeit hinaus: Das Vor-

handensein der Synonyma zeugt ebenso von der verschiedenen Auffassungsweise verwandter oder auch derselben Erscheinungen, wie von der Arbeit, dem Streit, dem Wählen des Kunstschaffens. Ferner sind wir nicht imstande, die bedeutsame Kraft der Wurzel jetzt noch genügend zu empfinden, noch weniger den Kunstwert dieser Symbole zu beurteilen. Bei Erörterung der Mitteilung stellt Gerber zwar fest: Die Mitteilung kann nicht als Grund für die Schaffung der Sprache betrachtet werden, noch ist sie als Zweck zu bezeichnen, um dessentwillen gesprochen wird, vielmehr entsteht die Sprache immer aus freiem Kunstschaffen, ist sich selbst Zweck, aber er sagt gleichfalls hierüber so: Freilich verfällt die Sprache, sofern sie in den Dienst der Mitteilung tritt, die Zwecke der realen Lebensinteressen fördert, noch anderweitigen Einwirkungen; sie bildet sich nicht mehr ausschließlich nach den Gesetzen künstlerischer Technik, sondern hat für Verständlichkeit wie für Bequemlichkeit der Rede zu sorgen, muß auf die Beschleunigung des Redetempos bedacht sein.

Gerber fühlt eben die trübenden Elemente in seiner Darstellung, es ist ein Ringen nach dem Ideal reiner Gesetzeswissenschaft zu spüren; daher blitzt aus dem Gedankenstrom öfter der Silberblick klarer Erkenntnis entgegen. Das ist z. B. gleich wieder bemerkbar, als er vom Wohllaut in der Sprache redet: Ein absichtliches Streben nach Wohllaut lag, wie jede Absicht, den Sprachbildnern fern. Aber er sagt auch: Das Gefühl für Wohlklang, für wohltuende Wirkung macht sich bei Schaffung der Sprachwurzeln zugleich mit dem Streben nach der reinen und scharfen Charakterisierung geltend. Man sage nicht mit Heyse (System der Sprachwissenschaft, S. 334): Der Ursprache können wir ein Streben nach Wohllaut nicht zuschreiben; in ihr ist die Bedeutsamkeit jedes Lautes alleiniges Gesetz, denn schon, wenn ein Harmonisches bezeichnet werden sollte, strebte die analoge Vorstellung nach Wohllaut der Darstellung.

Die teleologischen Gesichtspunkte fehlen schließlich nicht, wo es sich um ein Begreifen des Verständnisses bei der Mitteilung handelt; es heißt da: Das praktische Bedürfnis lehrte gegenseitiges Anbequemen. Ferner: Schon an dem Lautmaterial der Sprache haftet eine gewisse Bedeutsamkeit, welche unser Gefühl erkennt, welche deshalb auch gewiß von den Sprachkünstlern benutzt wurde und benutzt wird. Eine gewisse Willkür ist von jener Freiheit der Sprachkunst nicht zu trennen. Er sagt endlich: Immer streben die Menschen inniger sich zu äußern, sie streben auch sich immer besser zu verstehen.

Die Theorie Noirés ist in mehrfacher Hinsicht einseitig: einmal teilt sie den Fehler aller Naturlauttheorien und nimmt nur auf eine der möglichen Reaktionsarten Rücksicht, nämlich die reinen Gefühlslaute; sie vernachlässigt damit zugleich das Entspringen der Sprache im Einzelbewußtsein gegenüber ihrem Hervorbrechen aus einer Vielheit gleichgestimmter Individuen.

Endlich ist die gemeinsame Arbeit gewiß als eine der stärksten Anregungen zur Bildung von Sprache anzusehen, doch dürfte dieselbe durch ihren Zusammenhang mit dem Rhythmus noch mehr auf die Ausbildung des Gesanges gewirkt haben.

Gerbers Theorie steht unter dem Zeichen der Kunst. Zwar ist der Begriff der Kunst, dem er folgt, der denkbar allgemeinste, so daß er sogar von einem Kunsttriebe zu sprechen wagt, dennoch ist es nicht möglich, die Verwendung dieses Begriffes auch in der feinen Weise, die er anwendet, anzuerkennen.

So sehr der Kunstbegriff angebracht erscheint für alle sprachlichen Erscheinungen auf einer höheren Stufe des Bewußtseins, so darf er doch nicht für die elementarsten Äußerungen desselben, wie es das Hervorbringen der Empfindungslaute ist, verwendet werden. Auf einer solchen irrtümlichen Übertragung auf die primitiven Bewußtseinsäußerungen beruht ein Fehler Gerbers innerhalb

seiner Erörterungen über den Ursprung der Sprache, während in den übrigen Teilen seines herrlichen Werkes der Kunstbegriff durchaus berechtigt angewendet wird und das hellste Licht über das weite Gebiet der sprachlichen Erscheinungen wirft. Gerber müht sich auch vergeblich ab, andere Bewußtseinsvorgänge, die nur auf reflexiver Stufe denkbar sind, schon bei primitiven psychischen Äußerungen zu verwerten. Darauf sind seine Unklarheiten zurückzuführen bei der Betrachtung der Wahl innerhalb der Urschöpfung. Da sind einige seiner Aufstellungen mit dem Begriff einer elementaren triebhaften Wahl immerhin vereinbar, andere sind wiederum nur möglich bei einer Wahl im Lichtkreis des Bewußtseins, bei Entschließungen; ebenso, wo er ein Streben nach irgend etwas konstatiert, schwankt seine Auffassung zwischen eindeutig motivierten Trieb und überlegtem absichtlichen Wollen. Daher rührt es, daß ab und zu über das klare Bild seiner Theorie schattengleich fremde Gedankengänge dahin schweben und verlangen, daß über sie hinweg die lichten Hauptgedanken streng beobachtet werden. Das würden die Mängel in Gerbers Darstellung sein, aber wir müssen auch eine Reihe von Vorzügen hervorheben, die seine Theorie zu einem vollendeten System, einem Entwicklungssystem ausgestalten.

Es ist zunächst das Gesetz der Wechselwirkung, das so lichtvoll keiner vor Gerber verwendet hat, der Wechselwirkung zwischen Entwicklungsstufe der Sprache und Stufe des geistigen Lebens, wenngleich die Art dieser gegenseitigen Wirkung nicht immer einwandfrei determiniert ist. Es ist ferner die schöne Klarheit, mit der ein fundamentales psychologisches Gesetz angewendet wird auf die innere Entstehung von Sprache, das Gesetz, nach welchem sehr komplizierte Verbindungen auf einer tertiären Bewußtseinsstufe einfacheren Verbindungen auf sekundärer und Elementen auf primärer Stufe entsprechen. Es ist endlich der Gedanke, daß ebendiesen Lautelementen ein gewisses Maß von Bedeutsamkeit eigen sein muß, daß eine Zuordnung derselben zu weiteren Gefühlskreisen möglich ist.

Die besondere Bewußtseinslage bei der Entstehung der verschiedenen Arten von Beziehungen zwischen Laut und Bedeutung.

Wundts Theorie: Unmittelbare Ausdrucksmittel psychischer Zustände bilden jene reinen Gefühlsäußerungen, die gewöhnlich als Naturlaute bezeichnet werden. Die Lautäußerung ist hier nichts anderes als eine Affektentladung. Die subjektive Bedeutung ist durchaus die primäre, nicht die objektive. Wohl aber bewirkt der Laut durch den Eindruck auf das Gehör des Rufenden eine energischere Entladung der Gefühle und vermag in anderen Individuen ähnliche Gefühle zu erwecken. Solche Lautäußerungen haben wir zu sehen in den Naturlauten, wie sie teilweis als reine Interjektionen noch heute zu beobachten sind. Wenn sie auch mehr und mehr von artikulierter Sprache verdrängt werden, indem auch die lebhafteren Gefühle allmählich in sprachliche Formen eingekleidet werden, so verschwinden sie doch niemals ganz. Als unartikulierte Schreilaute geben sie Affekten des Schmerzes, der Wut, des Jubels Ausdruck, als artikulierte Gefühlslaute tuen sie mäßigere Gefühle kund. Belege für solche Affektäußerung geben uns zunächst die primären Interjektionen z. B. deutsch oh, ach, ah, au, weh, juhe; lat. vae, heu, io, ha; hui, vah, proh, cho. Daneben weist jede Sprache andere, mehr zufällige Gefühlslaute auf, die kein festes Bürgerrecht in ihr erwerben, denn dieses Gebiet ist momentanen Neubildungen besonders leicht zugänglich. Die von der Sitte gebotene Mäßigung der Affektäußerungen hat aber allmählich ihre Zahl beschränkt. Es findet ein Ersatz der primären Interjektionen statt durch sekundäre d. h. durch reine Gefühlsäußerungen, die in sprachliche Formen gekleidet werden: mein Himmel, Blitz; auch treten wohl Zusammensetzungen aus primären und sekundären Interjektionen auf wie: »o Himmel«, »potz Tausend«. —

In dieselbe Kategorie der Affektäußerungen sind die vokativen und imperativen Formen der Sprache zu rubri-

zieren. Aus dem Reichtum einer schon höher entwickelten Sprachstufe bietet sich in ihnen für die Affektäußerung ein Ersatz, der Naturlaut, der gedanklich klarer wirkt, ohne gefühlsmäßig viel an Deutlichkeit zu verlieren. Im Vokativ ist der Nominalstamm zu einem Lautgebilde geprägt, das eindeutiger ist und dennoch durch die nach Art der Affekte wechselnde Tonmodulation den psychischen Anlaß ziemlich treu widerspiegelt. Dieser interjektionalen Form unter den Nominalbildungen entsprechen unter den Verbalformen die eigentlichen Imperative. Auch sie sind Ausdruck einer interjektional betonten konkreten Vorstellung; sie nehmen noch mehr als der Vokativ eindeutigen Charakter an. Mit dieser Anschauung ist Sütterlin nicht völlig einverstanden: Es käme alles auf die Umstände an, meint er. Für einen Schlosserlehrling sei der Ruf »Hammer«, den der beschäftigte Meister ausstößt, deutlicher als etwa der Zuruf »gib«; eine Aufforderung »Geld«! sage einem Käufer doch ebensoviel wie »zahle«! —

Wir möchten wieder dagegen geltend machen, daß erstlich die Rufe »Hammer« und »Geld« nicht reine Vokative sind, vielmehr nur deshalb Verständnis finden, weil sie vorher durch häufige Erwähnung in einem Zusammenhange wie »Reiche mir den Hammer« eingeübt sind und nun das eine Wort jedesmal genügt, dies gegewohnte Satzbild auszulösen. Imperative finden dagegen im allgemeinen unmittelbares Verständnis; nur ist zu beachten, daß eben eine beschränkte Reihe von Verben in jeder Form eine Ergänzung brauchen, um sinnvoll zu werden.

Solchen sprachlichen Formen schließen sich nach Wundts Ansicht Adverbia und adverbiale Nominalverbindungen an wie »zu Hülfe«, »herbei«, »fort«, »hinweg«! Redeformen, die interjektionale Sätze darstellen: »geh hinweg, komm hierher« bezeichnen den Endpunkt der Entwicklungsreihe, die beginnt, wo der Naturlaut mit der Sprache in Wechselwirkung tritt, indem er Wörter der Sprache in Interjektionen umwandelt und diese wiederum allmählich dem Satze einfügt.

Der Gefühlslaut ist aber auch unmittelbar von der Sprache aufgenommen worden und erscheint wie eine Wurzel, die einer Wortbildung oder einer Reihe derselben zugrunde liegt, die in ihrer Bedeutung den an die Gefühlslaute gebundenen Vorstellungen entsprechen. Der Naturlaut hat allmählich seinen Gefühlswert verloren, um gleich anderen Wortbildungen eine objektive begriffliche Bedeutung anzunehmen. Aus der sehr kleinen Zahl, der durchgehends auf die Bezeichnung der Naturlaute selbst oder der mit ihnen zusammenhängenden Gemütserregungen beschränkt gebliebenen Beispiele führen wir an: ὀλολύζω heule, αἰάζω, ἄχομαι ächze, ἀλαλάζω schreie; lat. jubilare jubeln, dtsch. heulen, ächzen, Subst. Weh mit Ableitungen (z. B. heulen althd. hiuuilôn eig. jubeln).

Zu den wortbildenden Gefühlslauten gehören vermutlich die Bezeichnungen für Vater und Mutter. Sie kommen in der Sprache als unveränderte Naturlaute (vergl. Papa und Mama) vor wie assimiliert (vergl. Vater und Mutter). In kindlichen Naturlauten haben wir ihren Ursprung zu suchen. Erst von der Umgebung des Kindes wird ihnen ihre Bedeutung zugewiesen sein. Die erste Art ist besonders in unentwickelteren Sprachen zu finden, während in den Kultursprachen eine Anlehnung an die sonstigen typischen Formen der Wortbildung erfolgte.

Sütterlin meint: »Könnten nicht ‚Bruder' und ‚Schwester' auch so entstanden sein wie ‚Vater' und ‚Mutter'?« Wir halten das für nicht wohl möglich aus zwei Gründen: 1. Bruder und Schwester stehen nicht entfernt so im Gesichtskreis des lallenden Kindes wie die Eltern, und es fehlt auch die Aussicht, daß sie selbst oder andere irgend welche Laute des Kindes auf ihre Person bezögen; 2. glauben wir nicht, daß sich in derselben Weise wie für Vater und Mutter noch heute gebräuchliche Lalllaute auf der Stufe von Papa und Mama nachweisen lassen.

Schon Gerber macht darauf aufmerksam, daß die Benennungen der Sprachorgane vielfach durch eben diese

Organe erfolgen (I, S. 224, Z. 17 v. o.). Diese Theorie hat Wundt noch folgendermaßen ausgeführt und begründet: Eine Gruppe von Erscheinungen seien ihrer Natur nach in eigentlicherem Sinne Lautgeberden als alle andern. Diese Erscheinungen bestehen darin, daß Organe und Tätigkeiten, die zur Bildung der Sprachlaute in Beziehung stehen, mit Wörtern benannt werden, bei deren Artikulation die gleichen Organe und Tätigkeiten mitwirken. Daß diese Erscheinungen von dem Lautwandel nicht wesentlich berührt zu werden scheinen, kann auch nur die Ansicht wahrscheinlicher machen, indem eben die Bewahrung des direkten Zusammenhanges von Laut und Bedeutung dem Wandel der Laute, durch den dieser Zusammenhang gestört würde, hemmend entgegenwirkt. Der Name für das Hauptorgan der Lautartikulation, die Zunge, enthält in zahlreichen Sprachen einen lingualen oder dentalen Konsonanten als den Hauptträger des Wortes (vergl. gr. *γλωττα*, got. tuggô, lat. dingua, lingua). Ähnlich kehrt in den Bezeichnungen des Mundes und gewisser ihm eigentümlicher Tätigkeiten, wie: schließen (griech. *μύω*), essen (chines. nam, sanskr. mâmsa, Fleisch), still sein (hebr. alam, lat. mutus), der labiale Resonanzlaut wieder. Wir fügen aus Gerber noch folgende gute Beispiele an: für die Bezeichnung der Kehle sind gutturale Konsonanten charakteristisch: in Kehle, gula, Gaumen, guttur, Gurgel, collum; für die Zähne dentale: got. tunthus, skr. danta, dens, *δακνειν*; für die Lippen ist dies Wort selbst Beleg, ebenso wie labia. Alle diese Beziehungen sind zwar nicht allgemeingültiger Art, aber der Zusammenhang mit Geberdebewegungen der Artikulationsorgane ist immerhin häufig genug, um einen Zufall auszuschließen.

Winteler unternimmt in seiner Abhandlung: »Naturlaute und Sprache« eine Untersuchung »der Nachahmungen von Naturlauten zu Sprachzwecken, oder der sogenannten Onomatopoie«. Wir übersehen jetzt die Spuren teleologischer Auffassung, die auch in seiner Darstellung sich

finden und schließen uns ihm in der Grundanschauung durchaus an: die Stimmen der Tiere haben in verschiedenen Sprachen einen gleichartigen Einfluß auf die Wiedergabe der Tierlaute und die Formation der Tiernamen geübt. Diese Behauptung beweist er durch eine hinreichend umfängliche Materialsammlung, die im ganzen beurteilt allerdings das Gefühl der Zweifellosigkeit erweckt. Wir führen zunächst eine ganze Reihe von Beispielen an, um daran eigene psychologische Betrachtungen zu knüpfen.

Auswahl aus »Wintelers« Beispielen.

B, F, H bez. die Namen der angeführten Naturforscher.

Spezies	Rufe	Onomatopoetische Bildungen
1. Uhu bubo ignavus	B weit hörbares buhu	ahd. demin. hûwela, ûwila, Uhu, lat. bubo, *βί̓ας*, *βῦ̓ζα*, Vb. *βύ̓ζω*.
2. Singdrossel turdus musicus	B heiser pfeifendes, nicht weit hörbares zip F weit hörbares drrti[2] (ti[2])	Zippe. turdus, ltv. Drossel.
3. Wachholderdrossel t. pilaris	F laut und scharf scha[3]-schack	Schacker.
4. Zaunkönig troglodytes parvulus	H zerz[2] zerrrrrrr	Zaunschnerz.
5. Wiesenpieper anthus pratensis	B heiseres feines isst (mehrmals rasch nacheinander)	Hister, Hüster, Hiester, Diester.
6. Rabenkrähe corvus corone, c.	B tiefes heiseres kra oder kroa	schweiz. u. nord. Krâk; *κόραξ*, corvus, *κορώνη*, cornix; engl. crow u. rook. Vb. *κράζω*, *κρώ̓ζω*, craxare, cruxare, crocire, krächzen.
7. Pirol oriolus galbula	B »Wir haben seine Stimme als Knaben einfach mit piri-piriol übersetzt; der latein. und deutsche Name sind Klangbilder von ihr.« B sanftes bülow	Pirol; oriolus; franz. loriot. Püloh.

Spezies	Rufe	Onomatopoetische Bildungen
8. Turteltaube turtur vulgaris	B tur[2]	turtur, Turtel.
9. Haushuhn	1. Warnungsruf des Hahnes vor Raubvögeln: gezogenes gruuh	lat. Rufsumschreibung cucurru Vb. cucurire, gurrire, gucken; Vb. κοκκύζω.
	2. Lockruf zu Futter: guckuck . . . u. gukkerucker . . .	
	3. Angstruf der Hühner: gackack (ihk)	κακκάζω, κακλάζω, cacillare, caccinare, gakkern, gaxen.
	4. Beruhigungslaut: leises (grü)gagagah	
	5. Nist- und Lockruf gluck*	Gluckhenne, schweiz. kluckeri, glucken, glucksen, glocire, glocitare, gluttire.
	6. Ruf der Küchlein: pīp*	schweiz. Lockruf bibi..., bayr. zib, zibel; Vb. πιππίζω, pipare, pipire; pipsen.
10. Pfau pavo cristatus	F pao	ταώς, pavo, woher Pfau.
11. Kiebitz vanellus cristatus	B Kiwit[3] kiuiht	Kiebitz, Kywitz, ndl. Kievit, engl. peewit, franz. umg. dixhuit.
12. Heerschnepfe gallinago gallinaria	B Gewöhnl. Ruf kähtsch:	Ketschschnepfe.
13. Knäkente anas querquedula	B quäk oder knäk	Knäkente.

Die anliegenden Beispiele beziehen sich auf ein Gebiet der Naturstimmen, das eine relativ hohe Konstanz in seinen Erscheinungsformen zeigt. Daher ist die Übereinstimmung zwischen objektivem Klang und menschlichem Laut hier eine ziemlich auffällige.

Wie wäre diese Beeinflussung des Sprachlautes durch die Klangwahrnehmungen psychologisch zu interpretieren? Die Schalleindrücke, die uns die Naturstimmen geben,

setzen sich zusammen aus harmonischen und unharmonischen Tonfolgen und Geräuschen. Die Resonanz spielt eine weniger bedeutende Rolle in ihnen. Dagegen fehlt sie niemals ganz in den normalen Hervorbringungen menschlicher Artikulationsorgane — die Flüstersprache kommt für uns nicht in Betracht —, denen im übrigen eine beschränktere Skala von Tönen und Geräuschen zu Gebote steht.

Schon die Auffassung menschlicher Sprachlaute durch das Ohr ist abhängig von der natürlichen Unterschiedsempfindlichkeit des Organes, von Übung und Aufmerksamkeit: wir erinnern nur an die Erfahrungen beim Hören einer fremden Sprache. Wie schwer wird es erst sein, Naturstimmen von unbeständigem Charakter aufzufassen; es werden Ungenauigkeiten eintreten, die bei verschieden beanlagten Individuen nach verschiedenen Richtungen sich geltend machen. Nur teilweise genau kann also das Klangbild der Naturstimmen sein.

Dieses Klangbild wirkt nun auf die Lautbildung. Es besteht eine direkte Wechselwirkung zwischen Hervorbringungen der Sprachorgane und dem Ohr. Sie tritt am deutlichsten zutage an jenen Ausfallserscheinungen, die der Taubgeborene und darum Stumme bietet. Nirgends kann deutlicher werden, welcher Unterschied z. B. zwischen der Wahrnehmung der zur Tonerzeugung verwendeten Bewegungen und der Tonwahrnehmung selbst besteht. Wir erinnern zur Verdeutlichung dieser Beziehungen, die in das Gebiet der allgemeinen Psychologie gehören, nur noch daran, daß sogenannte gesangliche Treffübungen nicht lediglich infolge von äußerer Assoziation durch Kontiguität ihr Ziel erreichen, sondern auch durch jene hier nicht näher darzulegende Verbindung von Hör- und Sprachorgan bedingt sind.

Wir fassen nach solchen Erwägungen die sogenannte Lautnachahmung auf als eine Reaktion auf den wahrgenommenen akustischen Reiz, die infolge der Auffassung und Wiedergabe Abweichungen von dem objektiven Schalle zeigt, die ferner infolge der psychologischen Be-

ziehungen zwischen Tonwahrnehmung und Tonbildung durch wechselseitige Kontrolle von Hören und Sprechen eine Ähnlichkeit mit dem objektiven Klang erreicht. Dieser sozusagen nachahmende Lautkomplex verfällt zwar alsbald den Einwirkungen, die alle Glieder der Sprache erleiden, Umdeutungen, Lautwandel usw., doch ist es in vielen Fällen eine bezeichnende Eigentümlichkeit solcher Bildungen, daß sie jenen geschichtlichen Einwirkungen einen stärkeren Widerstand entgegensetzen, als Lautkomplexe, bei denen eine Beziehung zwischen Laut und objektivem Schall nicht zu finden ist.

Wir fügen noch an ein Wort über die Abweichungen mancher lautnachbildender Wörter, die in verschiedenen Sprachen eine gleiche Bedeutung zeigen. Gerber führt solche Abweichungen auf die verschiedene Art der Auffassung des objektiven Klanges zurück. Wenn er aber als Beispiele anführt »die Ente schnattert« und »le canard cancane«, so müssen wir dazu bemerken, daß so starke Verschiedenheit von Schallwörtern vielmehr herrühren dürfte von gänzlicher Verschiedenheit der objektiven Vorbilder und später erst eingetretener Bedeutungsübertragung. Die Abweichungen von Lautnachahmungen gleicher Vorbilder halten sich in viel engeren Grenzen.

So herrliche Klarheit Wundts glänzende Darlegungen über die Entwickelungsgesetze der Sprache und auch über ihre Bewußtseinslage verbreiten, so scheinen uns bezüglich der Schallnachahmungen, der Nachahmung des Lautes, wie er sie nennt, seine Ausführungen nirgends genügend ins Einzelne gehend. An manchen Stellen gibt er einen Einfluß des objektiven Schalles auf den Laut zu, ohne freilich diesen Einfluß mehr als andeutend zu kennzeichnen, an anderen und zwar den wichtigsten Stellen vertritt er folgende Ansicht: »Die sogenannte ‚Schallnachahmung' ist nicht der Ursprung, sondern eine Nebenwirkung der zwischen dem objektiven Vorgang und der Lautbezeichnung spielenden Assoziation.« Nicht ein Schall, sondern eine denselben begleitende Bewegung

ist bestimmend für die Artikulationsbewegung, die auch hier als Lautgeberde und zwar als nachahmende Lautgeberde aufzufassen ist. Die Ähnlichkeit der so entstehenden Lautbildung mit dem Gehörseindruck sei eine unbeabsichtigte Begleiterscheinung der Artikulationsbewegung.

Wir möchten gegenüber dieser Anschauung verschiedene Einwände geltend machen: Erstens berufen wir uns auf unsere oben gegebene Darlegung und die stark beweisenden Beispiele Wintelers aus einem engen Gebiete objektiver Klänge. Eine äußerliche Gleichheit kann wohl in vereinzelten Fällen als Ausnahme auftreten, sobald sie aber Regel wird, verlangt sie eine Erklärung, kann nicht mehr als rein »zufällig« angesehen werden.

Zweitens ist sicherlich bei den meisten Schallnachahmungen ein Bewegungsmodus erkennbar, aber dann braucht jene Bewegung noch immer nicht das zu sein, was im Bewußtsein den stärksten Eindruck hervorruft. Eine Bewegung spricht unmittelbarer durch den viel subjektiveren Gehörssinn auf dieses als durch den viel objektiveren Sinn des Auges.

Blicken wir aber noch einmal auf das Gebiet der Tierlaute, so haben wir noch etwas festzustellen: Bei einigen Tieren, z. B. dem Raben und dem Pfau, ist eine stark charakteristische Bewegung bei Hervorbringung des Rufes zu beobachten und eine nachahmende Lautgeberde, besonders beim Rabenschrei immerhin denkbar. Dieses Tier holt gleichsam den Laut tief aus der Kehle empor und bringt ihn mit sichtlicher Anstrengung unter Vorbeugen des Kopfes heraus. Aber das sind vereinzelte Erscheinungen, und wer möchte die Bewegungen, die Nachtigall und Kuckuck, Amsel und Fink beim Singen machen als sprachbildende Faktoren ihren Tönen voransetzen?

Das Resultat fassen wir dahin zusammen: Die Schallnachahmung kommt tatsächlich zustande unter direkter Einwirkung des objektiven Schalles, nicht wie in der

sogenannten Kinder- oder Ammensprache durch willkürliche Nachahmung, sondern durch eine reflexartig auf die Artikulation sich ausdehnende Einwirkung. Wie die Reflextheorie Steinthals der Nachahmungstheorie entsprang, so möchten wir in diesen engen Grenzen ihr auch Berechtigung zubilligen. Daß nebenbei Einwirkung einer Bewegung, eine »nachahmende« Lautgeberde stattfinden kann, ist nicht ausgeschlossen, ja wird für manche Fälle wahrscheinlich sein.

Wir geben im folgenden eine Übersicht der Anschauung Wundts von den Lautmetaphern. Neben den reinen Gefühlsäußerungen stehen die natürlichen Lautmetaphern als Kundgebung von Gefühlen, die an bestimmte Vorstellungen gebunden sind. Der Gefühlston des Lautes, in dem sie sich äußern, ist jenen Gefühlen verwandt. Unter der Wirkung des Triebes, den Ausdruck der Vorstellung adäquat zu gestalten, entsteht die natürliche Lautmetapher. Aus der Natur der betreffenden Gefühle folgen die Eigenschaft der Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit, die ihr anhaften. Ihr einziges Kriterium ist der Nachweis, daß eine Lautvariation, die bei Übergang des einen Wortes zum anderen stattfindet, mit einem Wechsel des sinnlichen Gefühlstones verbunden ist, dem eine analoge Veränderung im Gefühlston der Bedeutungen parallel geht. Es können namentlich folgende Erscheinungen als natürliche Lautmetaphern angesehen werden: 1. die Bezeichnungen von Vater und Mutter; 2. die Lautabstufungen bei Wörtern, die verschiedene räumliche Entfernungen bezeichnen; 3. die Lautvariationen bei Wörtern, die verschiedene Modifikationen einer und derselben Tätigkeit bezeichnen.

In den Wörtern für Vater und Mutter ganz verschiedener Sprachen begegnet man der Erscheinung, daß dem stärkeren Geschlecht der stärkere Laut, dem schwächeren der schwächere Laut entspricht, doch sind diese Bezeichnungen »stärker und schwächer« für den Gegensatz der Explosivlaute **p** und **t** gegenüber den

Resonanzlauten **m** und **n** nicht erschöpfend, auch nicht mit Rücksicht auf den Gefühlston der Laute, da besonders die längere Dauer und der klangartige Charakter der Resonanzlaute die Gefühlswirkung derselben wesentlich mitbedingt. Wenn verschiedentlich die Laute **pa** oder **ta** im Namen der Mutter, **ma** oder **na** in dem des Vaters auftreten, so findet sich doch in diesen und anderen Fällen gelegentlich ein vokalischer Lautunterschied, der einen ähnlichen Gegensatz auszudrücken scheint, indem der stärkere Vokal, **a** oder **u**, für den Vater, der schwächere **e** oder **i**, für die Mutter charakteristisch ist.

Bei der Unterscheidung der Ortsbegriffe waltet die vokalische Lautabstufung in der Metapher vor. Man trifft Korrelation zwischen Lautsteigerung und Zunahme des Raumes besonders in den Sprachen der Natur- oder primitiven Kulturvölker. Wie der entferntere Ort, so wird die entferntere Person gewöhnlich durch Steigerung des Vokalstons gekennzeichnet, wobei a, o, u als die stärkeren, e und i als die schwächeren Vokale erscheinen. Daneben kommen auch konsonantische Lautverstärkungen vor. Ähnlich sind bei Personalpronomen für die erste Person die Resonanzlaute mit zurückgehaltenem Luftstrom in den indogermanischen, semitischen, finnischen, vielen amerikanischen und afrikanischen Sprachen charakteristisch. In der zweiten Person findet sich nicht ganz so häufig ein explosiver Zungenlaut, **t** oder **d**, wie er wohl als hinweisende Zungengeberde gedeutet werden kann. Der Hauch- oder Zischlaut der dritten Person hu, se, son drückt vielleicht als explosiver, aber gedehnterer Laut die größere Entfernung der Person aus.

Metaphorische Beziehungen werden endlich deutlich an Beispielen von korrespondierenden Laut- und Bedeutungsvariationen bei Tätigkeitsbegriffen. Die Veränderung der Laute ist eine natürliche Lautmetapher für die gleichzeitige Änderung der Bedeutung. Am ursprünglichen Wortstamm ist hier in der Regel eine solche Beziehung nicht zu erkennen. Erst die Lautvariationen

lassen die Beziehungen hervortreten. Leider hat Sütterlin recht, wenn er die Beispiele Wundts als viel zu spärlich bezeichnet, wenn wir ihm auch nicht zustimmen, daß »alle diese Beispiele in ein Nichts zerrinnen«. Wir möchten versuchen eine Anzahl von Tätigkeitswörtern anzuführen, die wohl als Lautmetaphern zu deuten sein könnten. Wir wählen dazu Verben, die Paul als Urschöpfungen hinstellt, und ordnen daneben eine Anzahl von Wörtern aus md. Mundarten, die meist nur im Vokal abweichen. Allen diesen verwandten Wörtern oder Wortreihen, die meist nur durch den Vokal verschieden sind, stehen sinnverwandte Begriffsreihen gegenüber, die Vokalmodifikationen gehen den Begriffsänderungen parallel, wobei stärkere Aktion durch die stärkeren Vokale a, o, u mit bezeichnenden Differenzen, die schwächere Aktion durch die schwächeren Vokale e und i bezeichnet erscheint. Nur gilt auch für manche dieser Beispiele, was Wundt bemerkt: Manche dieser Erscheinungen reichen unmittelbar in das Gebiet der eigentlichen Lautgeberden hinüber. Formen wie krak (κρώζω krächze) = das heisere Geschrei des Raben, kruk = den dauernden, lauten Schall (κραυγή Lärm), krik = den scharfen, eindringenden Laut (κρίζω zirpe) lassen sich offenbar zugleich als »Lautnachahmungen« deuten.

Das Gebiet der Lautmetaphern ist also durchsetzt von andersgearteten Beziehungen zwischen Laut und Bedeutung, insbesondere von Lautnachahmungen. Es ist oft schwer zu bestimmen, welcher Kategorie eine Erscheinung zuzuweisen ist.

Wir finden ähnliche metaphorische Erscheinungen in den semitischen Sprachen am Wechsel des Auslauts der in diesen Sprachen meist zweisilbigen Wortstämme z. B. para lösen, parat von sich werfen, paras zertreuen, parak brechen, parad trennen. Zwar ist auch hier Lautnachahmung zu finden; so versinnlicht wohl in parak der stärkere Laut die intensivere Tätigkeit und in parad der dauerndere Laut die dauerndere Tätigkeit, doch wird

es hier im übrigen sich um die metaphorische Übertragung anderer Sinneseindrücke in die Lautgeberde handeln, die entsprechende Modifikationen der Lautform hervorbringt, und eben auf der Verwandtschaft des den Eindruck und des die Lautgebung wie den Laut begleitenden Gefühlstones beruht. Lautvariationen, die bei der Bezeichnung der Aktionsart stattfinden, zählt Wundt auch zu den natürlichen Metaphern. Indes hier müssen wir Sütterlin zustimmen, der diese Ansicht für gar zu wenig gesichert hält und nicht genügende Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung dieser Formen feststellt. Dagegen scheinen uns die »Lautnachahmungen«, die Wundt auch an hebräischen Formen konstatiert, durchaus annehmbar; nicht nur ist der deutliche unmittelbare Eindruck der Formen einigermaßen beweisend, weil umgekehrte Assoziation hier ferner liegt; es ist auch Verstärkung der Onomatopoie des ursprünglichen Verbalstammes eine überhaupt nicht seltene Erscheinung.[1]) Wundt versucht auch eine Abgrenzung der reinen Metaphern, die nach den obigen Darlegungen nur in der Abstraktion erfolgen kann. Das Gebiet der reinen natürlichen Lautmetaphern beginnt bei Modifikationen der Bedeutung, wie sie die Steigerung einer Handlung (intensivere Aktion oder Wiederholung der Tätigkeit) oder das Leiden, das durch das Erdulden einer Handlung entsteht, entstehen. Nur die erregenden oder deprimierenden Gefühle, welche die Empfindungen begleiten, haben eine Beziehung zu den Bedeutungsänderungen.

Korrespondenz zwischen Gefühlen und Lautelementen.

Wundt lehnt von vornherein jede in dieser Richtung liegende Untersuchung wegen der Gefahr umgekehrter Assoziation ab. Darin ist er freilich im Recht, sobald gewisse enge Grenzen verlassen werden. Indes sind

[1]) Z. B. zalal klingen, aber zilzel klingeln.

unserer Ansicht nach doch immerhin beachtenswerte Resultate auf folgende Weise festzustellen. Man denke nur an die Bezeichnung einer Lautgruppe als: »Liquida«. Ist es nicht nach den Darlegungen über den allgemeinen Charakter der Urschöpfung durchaus wahrscheinlich, daß Gefühle, die sich anschließen an Empfindungen des Flüssigen, Rollenden, leicht dahin Gleitenden auf ihrem Weg in die Objektivität des Lautes eine Stellung der Artikulationsorgane hervorrufen, die liquide Laute als Hauptträger des hervorgebrachten Lautkomplexes bevorzugt? Wenn man erwägt, daß die unbestimmte Natur solcher Gefühle, deren Ausdruck bestimmte Lautelemente dienen sollen, einen gewissen Spielraum zur Äußerung verlangt, d. h. daß den Gefühlskreisen nicht einzelne bestimmte Laute, sondern immer Gruppen untereinander verwandter Lautkategorien sich in natürlicher Weise zuordnen, so wird man nicht mehr den übereinstimmenden Ansichten sovieler Sprachforscher ablehnend gegenüberstehen. Wir halten darum fest: in nicht zu eng bemessenen Kreisen ist zweifellos eine Korrespondenz von Gefühlsrichtungen mit Lautelementen anzuerkennen. Das möchte wohl auch Gerber ausdrücken, wenn er — freilich unter dem Gesichtswinkel seiner Kunsttheorie — sagt: Wir meinen nur, daß die Möglichkeit einer Verwendung der Laute nach ihrer symbolischen Kraft sich ergibt, daß die Laute des menschlichen Organismus zu symbolischer Bezeichnung unserer Vorstellung verwendet werden können. Mit dem Anerkennen solcher Möglichkeit ist dann eben zugegeben, daß sie wirklich angewendet werden. Die zahlreichen Beispiele, die Gerber bringt, können wir nur zu einem Teile als treffend betrachten; er begeht vielfach eine Grenzüberschreitung und versucht, wie so viele vor ihm, eine zu enge Bestimmung der Beziehungen zwischen Gefühl und Laut. Indessen wird sich gegen Einzelnes, was wir seinen Darlegungen entnehmen, kaum etwas einwenden lassen: So wenn er sich Grimm anschließt, der den Vokal i als charakteristisch für die Verkleinerungs-

wörter erklärt. Bezüglich der Konsonanten sind folgende Anführungen Gerbers treffend: »Das schmeichelnde λ erklärt Dionysius Hal (de comp. vb. XIV) für den angenehmsten von den Semivokalen, *τὸ λ—ἔστι τῶν ἡμιφώνων γλυκύτατον*, das zornerregende ρ für den kräftigsten (*γενναιότατον*) [vgl. litera canina; the dogletter].« Heyse nennt die Zunge »gleichsam den Zeigefinger unter den Sprachwerkzeugen« und unter Hinblick auf unsere eben gegebene Darlegung ziehen wir an: l und r bezeichnen Bewegung, l eine sanftere, r ein Rollen, Rieseln.

Es bleibt noch übrig des Begriffes der Onomatopoie und seines Verhältnisses zu den verschiedenen Arten sprachschöpferischer Reaktion zu gedenken. Aus der Nachahmungstheorie hervorgewachsen, nimmt jener Begriff einen breiten Raum in der gesamten Erörterung der Frage nach dem Ursprung der Sprache ein, ja einer Reihe von Forschern ist sein Verständnis gleichbedeutend mit dem Begreifen der Urschöpfung überhaupt.

So gibt z. B. Wilmanns die herkömmliche, schon logisch nicht einwandfreie Erklärung onomatopoetischer Bildungen als solcher, »bei denen das Gefühl sinnlicher Eindrücke die Wahl der Laute leitet«.

Steinthal aber erklärt es z. B. als Äußerung eines onomatopoetischen Triebes, wenn ein Kind beim Anblick des rollenden Fasses in den Ruf »lululu« ausbricht. Möge dabei unser rollen mitgewirkt haben, so zeige jener Ausruf eben doch, wie das Kind jenes Wort aufgefaßt habe, die Kraft aber, die solche Auffassung bedinge, werde schließlich auch in der Urzeit Wörter geschaffen haben.

H. Paul sucht aus dem onomatopoetischen Triebe totale Neuschöpfung von Wörtern und partielle Neuschöpfung oder Umgestaltung schon fertiger Wörter zu erklären. Als Urschöpfungen erscheinen ihm z. B. bimmeln, belfern, platzen, bollern, puffen, holpern, kichern, knacken, murren, quaken, schlürfen, summen, zwitschern usw. Wir sind der Ansicht, daß diese Wörter nur scheinbar totale Neuschöpfungen sind, vielmehr entweder sich

geschichtlich erklären oder sich deuten lassen als Wirkungen verschiedener Art psychischen Einflusses, sie sind anzusehen als Umgestaltungen von Wörtern durch psychischen Einfluß. Solche Erscheinungen bezeichnet man herkömmlich als sekundäre Onomatopoie. Dieser Begriff wird angewendet auf solche Fälle, wo jede ursprüngliche Beziehung zwischen Wort und Bedeutung verblaßt ist, aber durch erneuten psychischen Einfluß entweder der alte Zusammenhang wiederhergestellt oder auch — z. B. wenn mit dem Wort infolge von Bedeutungswandel eine andere Bedeutung verknüpft ist — eine völlig andersgeartete neue Beziehung herbeigeführt wird. Uns beschränkt sich mithin der Begriff der Onomatopoie auf die sogenannte sekundäre Onomatopoie, d. h. auf die Erscheinungen, bei denen ein an sinnliche Eindrücke geknüpftes Gefühl das einzige und darum herrschende Motiv ist für die Umgestaltung schon bestehender Wörter.

Überblick über die möglichen Beziehungen zwischen Laut und Bedeutung.

Wir möchten eine Scheidung vornehmen zwischen solchen Reaktionen, die als selbständige Lautgebilde zu erscheinen pflegen und anderen, die sich bemerkbar machen an schon vorhandenen sprachlichen Formen.

Zu den ersteren rechnen wir:

Die reinen Lautgeberden, wie sie sich bei der Bezeichnung der Artikulationsorgane finden.

Die reinen Schallnachahmungen, wie sie beispielsweise in Wörtern für Tiere und deren Rufe begegnen.

Die reinen Gefühlsäußerungen, wie sie in den Naturlauten und den primären Interjektionen vorliegen.

Zu der zweiten Art zählen wir:

sekundäre Schallnachahmungen;

metaphorische Lautabstufungen in Wortreihen von ähnlicher Bedeutung;

iterative und intensive Bildungen, die unter psychischem Einfluß erfolgen.

Alle die Reaktionen dieser Art führen eine vorher nicht bestehende Beziehung zwischen Laut und Bedeutung herbei, während die erste Gruppe ursprüngliche Beziehungen umfaßt.

H. Paul (vgl. Prinzipien der Sprachgeschichte, 4. Aufl. 1909, Kap. IX, S. 174 ff.) stellt eine Anzahl Wörter zusammen, »bei denen ein begründeter Verdacht vorliegt, daß sie verhältnismäßig junge Neuschöpfungen sind« [S. 177, Z. 14 (von unten)]. Er beschränkt sich auf Wörter, »die frühestens im Spätmittelhochdeutschen nachweisbar sind« [S. 178, Z. 22 f. (v. u.)], von denen »schwer abzusehen ist, wie je eine Anknüpfung an älteren Sprachstoff möglich werden soll« [S. 175, Z. 11 f. (v. u.)]. In welcher Weise er solche Neuschöpfungen aufgefaßt sehen will, zeigt er § 129 S. 182, Z. 1 ff. (v. u.): in poltern ist polt durch Urschöpfung, — ern nach Analogie gebildet. Daß Paul hier auf einem Gebiete steht, auf dem in besonderer Weise sprachschöpferische Energie zur Geltung kommt (z. B. durch Iterativ- und Intensivbildung wie durch metaphorischen Vokalwandel) ist gewiß, nur die Annahme, daß solche Wörter in derselben vollendeten Eigenart aus dem Geiste verschiedener Individuen [S. 177, Z. 5 (v. oben)] unvermittelt und plötzlich geschaffen worden sind und noch werden, scheint uns nicht zutreffend. Es scheint vielmehr, als ob eine solche Anknüpfung an älteren Sprachstoff doch nicht in so weite Fernen zu rücken sei.

Im folgenden geben wir eine Übersicht von Anknüpfungen solcher Onomatopoetica an älteren Sprachstoff, die einige Forscher vertreten:

1. wabern, an. vafra zu einem Adj. wabr (zu wëban) W. (= Wilmanns) § 70 S. 92, Z. (v. o.) 7 f.
2. flattern zu fliogan [W. § 72a S. 94, Z. (v. o.) 3]. flattern ist aber direkt mit mhd. »fledern« zu-

sammenzustellen, dessen Stamm wir noch in »Fledermaus« besitzen.

3. flüstern (früher »flistern«, auch »flispern«, »flismen«) ahd. »flistren« schmeicheln, liebkosen [W. § 73 S. 95, Z. (v. o.) 23 f.]. Freilich: ahd. »flistran« und »flittarezzan« sind ἅπαξ εἰρημένα: wir haben nur in der Keronischen Sippe einmal Ahd. Gll. 1,224,25 »fouit flistirit« und »flistrit«.
4. knuspern (knaspern, knispern), Fortbildung von ahd. »chnusjan« [W. § 73 S. 95, Z. (v. o.) 27 f.].
5. zwitschern ahd. »zwizzirôn« [W. § 73 S. 95, Z. (v. o.) 25].
6. plappern [W. § 73 A. 2 S. 96, Z. (v. o.) 13 f.] »plappern« ist als Lehnwort aus lat. »balbutio« aufzufassen.
7. prasseln (mhd. brastel M) brasteln, prasteln zu brasten, ahd. brastôn und brëstan st. V. [W. § 76b S. 98, Z. (v. u.) 2 ff.].
8. razzeln toben, rasen = mhd. razzen [W. § 76b S. 99, Z. (v. o.) 5 f.].
9. wimmeln (mhd. wimmel N. Gewimmel) zu md. wimmen sich regen, wimmeln [W. § 76b S. 99, Z. (v. u.) 7 f.]. Zu wimmeln ist darauf hinzuweisen, daß ahd. »wiumjan, wîmjan, scatere« in zahlreichen Bildungen bei Graff 1, 852 belegt ist.
10. torkeln wanken zu turc M. Taumel, Sturz [W. § 76c S. 100, Z. (v. o.) 13].
11. kribbeln mhd. kribeln, jucken, stechen [W. § 77 S. 100/101].
12. krabbeln (vgl. an. krafla mit den Händen kratzen, krafsa mit den Füßen scharren) mhd. krabelen, krappelen [W. § 77 S. 100, vorletzte Z.].
13. züsseln rupfen, wohl zu mhd. zûsen zausen [W. § 76b S. 100, Z. 1].

Bei Kluge finden sich:

14. watscheln mhd. waten, ahd. watan waten, gehen, schreiten ein gemeingerm. Zeitwort: lat. vâdere, vădum (W. idg. nicht bewahrt).

15. flunkern: zu flink (ndd. ndl. flink = hurtig, behende).
16. schlottern: mhd. slottern (2. Hälfte des 14. Jahrh. mhd. sluttern).
17. wimmern: mhd. wimmer, ein gleichbedeutendes mhd. gewammer mit anderer Ablautstufe = Gewinsel.

Pauls negative Begründung hat einen Nachteil in doppelter Hinsicht: Einmal bleibt die Möglichkeit, daß jene Wörter mit älterem Sprachstoff irgendwie zusammenhängen, eben nicht ausgeschlossen; andererseits bleibt es völlig dunkel, wie das Verhältnis des Bewußtseins zu jenen onomatopoetischen Lautäußerungen des näheren zu denken ist. Schallnachahmungen können nur ein kleiner Teil jener Worte sein, so bliebe nur übrig, sie als reine Lautgeberden anzusehen.

Nun kann man wohl die allgemeine Natur der Sprachlaute auf Grund einer Analogie mit den Geberden und den übrigen Ausdrucksbewegungen als Lautgeberden deuten; man kann aber nicht ohne nähere Erklärung des besonderen Zusammenhanges bestimmte einzelne Worte als Lautgeberden hinstellen. Es bedarf noch irgend welcher genaueren Bestimmung, in welcher Weise sie dies sein könnten; der Begriff der Geberde ist ja ein viel zu allgemeiner, die mannigfachsten Arten von Reaktionen umfassender Begriff. Wundt hat z. B. eine solche Erläuterung gegeben für die Bezeichnungen der Artikulationsorgane (s. S. 38); für alle anderen Bezeichnungen müssen eben Beziehungen aufgesucht werden.

Paul erblickt eine Stütze seiner Ansicht »in der Häufigkeit ähnlicher, namentlich nur durch den Vokal verschiedener Wörter von gleicher oder sehr ähnlicher Bedeutung, die doch nicht lautgesetzlich aus einer Grundform abgeleitet werden können«.

Wir möchten die Vermutung aussprechen, ob nicht die nur im Vokal voneinander abweichenden Verben in Pauls Verzeichnis durch ihre Differenzierung Einwirkungen von Schallwahrnehmungen oder von Gefühls-

variationen kundgeben. Es scheint uns nicht ausgeschlossen, daß gelegentlich beide Momente wirksam sind. Wir stellen hier eine Reihe solcher Verben zusammen:

A. Lautnachahmungen.

1. klatschen bezeichnet stets einen Schall von relativer Stärke.
   klitschen bezeichnet einen leiseren Schall von ähnlicher Art.
2. knacken hat intensive Bedeutung.
   knackern hat iterative Bedeutung.
   kneckern, iterativ, bezeichnet ein leiseres Geräusch derselben Art.
   knuckern, iterativ, bezeichnet ein dumpferes Geräusch ähnlicher Art (z. B. unverständliche, stotternde Sprachlaute).
3. knarren ist von höheren Tonlagen gebräuchlich, knurren von tieferen Tonlagen.
4. quaken von stärkeren Tönen.
   quäken von unharmonischen Tönen.
   quiken von sehr hohen Tönen.
5. wimmern, iterativ, bei schwachen und hohen Tönen (vgl. auch mhd. gewammer).
   wummern, iterativ, bei starken und dumpfen Tönen (z. B. von Kanonenschlägen).

B. Metaphern.

6. tatschen von heftigen Bewegungen.
   tätschen von schwächeren Bewegungen.
   tätscheln, iterativ, von sanfteren, mehr tändelnden Bewegungen.
7. rappeln, iterativ, von stärkeren Bewegungen; rippeln, iterativ, von schwächeren Bewegungen. —

Wir verweisen in Hinblick auf Pauls Ansicht auch auf bekannte Umbildungen, die Erscheinungen auf einem engen Gebiete des Sprachlebens, der Iterativ- und Intensivbildung. Was man im übrigen Leben der Sprache so gern finden möchte, die direkte Beeinflussung von Laut-

änderungen durch sicher festzustellende psychische Momente: hier sieht man es in klassischer Einfachheit und einwandfreier Klarheit. Wir entnehmen der Arbeit Gerlands »Iterativ- und Intensivbildung« einige Beispiele: Da plāgen mhd. plâgen vom lat. plāga entlehnt ist, kann sich die Form plăcken nicht durch mundartliche Beibehaltung einer im altdeutschen kurzen Form entwickelt haben; das bekräftigen nd. plōgen, holl. plāgen und Hebels: »plōget«. So ist denn »plăcken« (holl. placken) nicht anders zu erklären als durch Verhärtung und Verdoppelung des die Wurzel schließenden Lautes und die Verkürzung des Vokals. Die Verhärtung zeigt, daß die verstärkte Konsonanz nicht nur Folge der Vokalverkürzung ist, sondern ihre symbolische Bedeutung hat: placken bezeichnet ein besonders intensives plagen, das in einer besonders heftigen oder einer mehrfach wiederholten, aber kürzeren Handlung besteht: die Kürze und Intensivität der Handlung wird bezeichnet durch die Kürze und Intensivität der Wurzelform.

Wenn wir alle die Äußerungen sprachschöpferischer Energie betrachten, so drängt sich eine wichtige Beobachtung bezüglich der Ausdehnung dieser Energieentladungen auf. Es hat den Anschein, als ob die psychische Reaktion immer nur in sehr geringer Breite sich erginge, so daß nur ein elementares Lautgebilde davon ergriffen würde. Handelt es sich um sekundäre Onomatopoie oder um metaphorische Lautänderungen, um Iterativ- und Intensivbildungen, um lautnachahmende Änderungen schon bestehender Wörter, so liegt dieses Ergriffenwerden eines elementaren Lautgebildes sehr nahe, da der feste Lautbestand des umgeschaffenen Wortes einen natürlichen Widerstand entgegensetzt. Aber auch die Naturlaute scheinen im Grunde immer nur aus elementaren Lautgebilden zu bestehen, soweit sie nicht durch eine schon ausgebildete Sprache direkt beeinflußt sein dürften. Und die Ausnahme, welche die primären Schallnachahmungen (vgl. Wintelers Tiernamen)

machen, stützen auch unsere Ansicht. Diese Reaktionen haben in dem objektiven Schall ein kompliziertes Vorbild. Es ist hier nicht anders denkbar, als daß auch die Lautäußerung von Anfang an zusammengesetzterer Natur ist. Diese Eigenart aller gesicherten Beziehungen zwischen Laut und Bedeutung ist darum von erheblicher Wichtigkeit, weil sie für solchen Annahmen wie die von Paul eine Schwierigkeit bildet, das erkennt auch J. Franck (vgl. Z. f. d. A., XXIX, S. 15), indem er aus der Perspektive des Sprachgeschichtsforschers sagt: »Wer mit Paul annimmt daß die onomatopoeie zu jeder zeit in der sprache tätig sei ...., der hat noch eine nicht ganz leichte frage zu beantworten. heute erscheinen die meisten dieser bildungen in der gruppe der iterativa, intensiva und ihrer verwandten, für ältere perioden müsten wir aber notwendig auch die entstehung einfacherer bildungen voraussetzen.« »Einfacherer Bildungen« d. h. eben Bildungen, die elementare Lautgebilde vorstellen, nicht solche vollendeten komplexen Gebilde, wie die von Paul angeführten Wörter enthalten. Der Hauptgrund hierfür scheint Franck darin zu liegen, daß die meisten einfachen (onomatopoetischen) Bildungsweisen nicht mehr lebendig geblieben sind oder daß wenigstens mit den Lauten auch ihre Bedeutung verblaßt ist.

Diese Beobachtung legt die Vermutung nahe, daß wir hier vielleicht an der Schwelle einer Lösung stehen für jene merkwürdige Erscheinung, daß die primitive Sprachschöpfung sich aller direkten Wahrnehmung entzieht. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß Gefühle sich niemals selbständig aneinander knüpfen, sondern sich immer nur an Vorstellungen anschließen, so dürften Reaktionen auf Gefühle, Ausdrucksbewegungen, auch an sich nie als komplexe Schöpfungen zutage treten. Es wird ihnen vielmehr stets ein elementarer Charakter eigen bleiben. Die Erhebung der sprachlichen Schöpfungen zu komplexeren Bildungen geschieht lediglich durch die Wortbildung im engeren Sinne, durch Zusammensetzung

und Ableitung. Hier erscheint ein Blick auf die Geschichte der Sprache notwendig, nicht um nun doch noch das Problem historisch zu bearbeiten, sondern um das Zusammenwirken der psychischen Reaktionen mit geschichtlichen Veränderungen der Sprache im allgemeinen anzudeuten. Die geschichtliche Entwicklung der Sprache und das Werden ihrer Formen geschieht aus anderen Sphären des Bewußtseins heraus wie die Urschöpfung. Auf jeder Stufe der geistigen Ausbildung der Menschheit bleibt die Reaktion der Artikulationsorgane auf die betreffenden Gefühle gleich. Im Anfang der Sprachgeschichte haben selbständige elementare Bildungen die Hegemonie. Sie geraten aber mit ihrer Entstehung unter die Einwirkungen der wortbildenden Kräfte im engeren Sinne, die in Komposition und Derivation sich äußern. Weiterhin findet unter dem fortwährenden Einfluß des Lautwandels und Bedeutungswandels, wie der dauernden Kräfte, welche die Urschöpfung bedingten, die Fortbildung der Sprache statt. Und wenn wir ein Gleichnis suchen für dieses wunderbare Entstehen im Verborgenen und Sichändern im Licht, so gedenken wir der Bildung jener merkwürdigen Inseln, welche die Naturgeschichte unter dem Namen des »Atoll« kennt.

Wie diese dem Meeresgrunde entwachsen, ungezählten Lebewesen ihr Werden dankend, die dem Auge verborgen bleiben, so entsteht auch die Sprache aus ungezählten Regungen der Gefühle und der ihnen adäquaten Ausdrucksbewegungen, ein unmerkliches Werden. Das Gewordene aber steht sofort wieder unter dem doppelten Einfluß der weiterwirkenden inneren Kräfte und der ewig verändernden äußeren Kräfte, die wie die Welle des Meeres unermüdlich gegen die Schöpfung branden.

Nicht aus einer machtvoll sprudelnden Quelle scheint die Sprache zu strömen, sondern viele kleine Rinnsale fließen aus dem reichverzweigten Innenleben des Menschen zusammen und bilden den ewig bewegten See, der in seinen Tiefen alle die Schöpfungen bewahrt. Nicht von

alle dem Reichtum, der in ihm schlummert, gibt der Spiegel Kunde. Unendliche Schätze ruhen ungehoben auf dem Grunde jeder Sprache und führen in den Mundarten des Volkes ein verborgenes Dasein. Dieses Sprachgut, das nicht zur Schriftsprache aufstieg, würde viele Beziehungen von Wörtern aufhellen können, die heute isoliert erscheinen. Außer diesen geschichtlichen Entdeckungen dürfte aber aus den Mundarten, die doch überall die Vegetationsgipfel des sprachlichen Lebens bilden, helles Licht ausstrahlen über die bisher erschlossenen Beziehungen zwischen Laut und Bedeutung oder der Lautäußerung und der ihr entsprechenden Lage des Bewußtseins. Denn zum Aufsuchen dieser Beziehungen hat sich unsere Frage nach dem Ursprung der Sprache schließlich umgestaltet. Wir haben im Eingang unserer Untersuchung die Fragestellung erörtert. Nicht eine historische, sondern eine psychologische Lösung des Problems erschien uns als Ziel. Aber da wir nur nach Antwort suchten auf diese eine Frage, löste sie sich auf in eine Reihe von Einzelproblemen. Es geschah wie so oft bei Untersuchung letzter Fragen: Das Füllhorn, hinter dessen goldenem Schloß man die Antwort auf das dunkle Suchen erwartet, springt wohl auf, doch siehe es rollen perlengleich zu Boden eine Reihe neuer Probleme, die wieder der Lösung harren. —

Lebenslauf.

Friedrich, Emil, Richard Grassler, Sohn des † Volksschullehrers Friedrich Grassler und dessen Ehefrau Hermine, geb. Mittelmann, ist geboren am 21. Juni 1879 zu Nordhausen a. Harz (Preußen), evangelischer Konfession. Er besuchte das Realgymnasium seiner Vaterstadt bis Unter-Tertia, erwarb auf dem Gymnasium daselbst das Reifezeugnis Ostern 1902 nach vierjähriger Unterbrechung infolge Krankheit. Er studierte Ostern 1902 bis Ostern 1905 zu Heidelberg, Freiburg i. Br. und Leipzig, und wiederum S.-S. 1908 zu Erlangen evangelische Theologie und deutsche Philologie. Während der übrigen Zeit war er Hauslehrer in mehreren adeligen Familien. Allen Universitätslehrern, bei denen zu hören er die Ehre hatte, ist er dankbar für die wissenschaftliche Förderung, die er von ihnen erfuhr. In besonderer Weise zu Dank verbunden fühlt er sich Herrn Professor Dr. Paul Hensel (Erlangen) für reiche Anregung und wertvolle Richtlinien für alle wie die vorliegende wissenschaftliche Arbeit, ferner Herrn Geheimen Rat Professor Dr. E. von Steinmeyer (Erlangen), der die Güte hatte, die ahd. Anführungen aus einer Reihe schwer zugänglicher linguistischer Werke einer kritischen Prüfung zu unterziehen. —

3 0112 061801954